

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1936

5 (1.3.1936)

Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehle, Karlsruhe

Gebet in Zeiten der Not.

Von Walter Franke.

Herr, der du die Gründe begnadest mit Licht,
die Ströme lenkst und der Sterne Lauf,
du gabst ein gewaltiges Schicksal uns auf.
Sieh, wir tragen es treu und verlassen es nicht!
Denn stärker als Hunger und Nacht und Not
brennt uns im Blut dein Wort und Gebot.
Segne das Werk du in unseren Händen,
Ketter und Reich geloben dir Treu.
Was auch an Leid uns beschieden sei,
laß uns das Reich, unser Reich vollenden,
Herr, mach uns frei!

Emil Strauß und sein dichterisches Werk.

Heimat und Volkstum.

Wir Badener haben besonderen Grund, uns in diesem Jahr, in dem Emil Strauß sein 70. Lebensjahr vollendet hat, dankbar und freudig zu dem Dichter zu bekennen. Seine Dichtung ist wie kein anderes in der Heimat verwurzelt, ein Spiegel badischen Volkstums. Ja, in seiner wunderbaren Lebensfülle, in dem Gestaltenreichtum seiner dichterischen Schöpfungen ist es recht eigentlich ein Beweis dafür, daß dieses von dynastischer Willkür geschaffene Gebilde des badischen Landes im Laufe eines Jahrhunderts zu einer organischen Einheit, zu einer Volksgemeinschaft verschmolzen ist. Wer einmal seinen Blick auf diese Seite von Emil Strauß' Dichtung lenkt, wird stets aufs neue innwerden, wie liebevoll der Dichter bei allen Spielarten unseres heimischen Volksschlages verweilt. Pfälzische, alemannische und schwäbische Mundart klingt wechselnd vertraut an unser Ohr. Auch in sein Schriftdeutsch läßt der Erzähler mit Vorliebe fernige Ausdrücke, die heimatlicher Mundart entstammen, einfließen. So hat er unsere Sprache durch manches innige, derbe oder fauzige Wort bereichert. Fast in allen seinen Erzählungen führt er uns in die verschiedenen Landschaften unserer badischen Westmark. Karlsruhe und Pforzheim, der Bodensee und der Schwarzwald sind die Stätten, wo seine Phantasie am liebsten einkehrt. Mag sein Geist noch so weit ausgreifen und uns in die Ätherluft höchster Daseinsprobleme emporziehen, mag er uns in seinen brasilianischen Novellen in die Üppigkeit tropischer Urwälder entführen, um uns Glanz und Elend deutscher Auswanderer zu schildern, immer spüren wir die unlösliche Verbundenheit des Dichters mit heimischer Erde. Sie ist der Nährboden, auf dem seine kräftigsten Dichtungen erwachsen sind. Und auch das Menschentum, das uns in seinem Werk in so reicher Abwandlung entgegentritt — in der Vielheit ständischer und beruflicher Schichtung, in dem Wandel geschichtlicher Erscheinungsformen und in dem Reichtum an bedeutenden Charakteren —, trägt jeweils unverkennbare Züge stammesartig bedingten Wesens. Alemannischer Eigensinn, oft zu kämpferischem Trotz oder eigenbrötlerischem Grübelsinn gesteigert, pfälzisches Lebensbehagen und echtwüchsiger schwäbischer Humor kennzeichnen fast alle seine Menschengestalten. Diese stammesbedingten Wesenszüge sichern seinen Helden ihre, wohl lange als unmodisch empfundene, aber darum auch überzeitliche Lebenskraft. Zebel und Gottfried Keller haben an seinem Werk Pate gestanden und ihm das Beste ihrer Kunst mitgegeben: angestammte Liebe zu bodenständigem Volkstum, tiefe Naturverbundenheit, unbeirrbarer Wirklichkeitsinn und warmen Humor. Auch diejenigen Leser, welche in seiner Dichtung nur Antwort suchen auf die brennen-

den Fragen unserer menschlichen und kulturellen Nöte, werden sich nicht dem Eindruck entziehen können, daß die Umwelt, welche die Sinnträger seiner Lebensschau umschließt, unabtrennbar verhaftet ist mit den Einzelgeschicken seiner Helden, mit dem Lebensgefühl, das der Dichter in der Gleichnisprache seiner Dichtung ausdrückt.

Wie einzigartig stimmt im „Freund Hein“ das Seelengemälde dieses frühvollendeten Jünglings zusammen mit der Landschaft des Karlsruher Hardtwaldes, mit seiner linden Klarheit und verhaltenen Schwermut. Wie treffend erfaßt Emil Strauß das residenzlerische Bürgertum in seiner kultivierten, aber etwas lebensfernen Vornehmheit als den für die Entwicklung und das Leiden des Knaben notwendigen Lebenskreis. Im „Engelwirt“ dagegen, welche derbkräftige Töne! Schwäbisches Bauern- und Kleinstädtertum umfängt uns. Auf dem schweren, fruchtträchtigen Boden erwächst der düffelhafte Starrsinn des Engelwirts, die Dumpfheit der Magd und die boshafte Schadenfreude der Bauern. Das beredteste Zeugnis von seiner Heimatliebe hat Strauß in seinem geschichtlichen Roman „Der Nackte Mann“ abgelegt. Seine Geburtsstadt Pforzheim ist gleichsam der Held des Romans. Mit wieviel Anschauungskraft hat der Dichter das rege, vielgestaltig durcheinanderflutende Leben der Heimatstadt geschildert. Auch die Erzählungen erweisen mannigfaltigen Zusammenklang von heimischer Landschaft und Menschentum. Oft ist der Hintergrund nur skizzenhaft angedeutet, oft breiter ausgemalt, wie etwa im „Schleier“, wo die festliche Uferlandschaft des Bodensees jene feierlich-ernste Gehobenheit erzeugt, aus der heraus die Menschen dieser Novelle die ihnen gesetzten Grenzen überschreiten, ohne sich indessen zu verlieren. So hat auch sein jüngstes Werk, „Das Riesenspielzeug“, die oberrheinische Heimat zum Schauplatz der Handlung. Sie ist in unvergänglichen Bildern gebannt, in herben, kräftigen Strichen gezeichnet wie das Inbild mütterlicher Erde. All das reiche Geschehen, das Handeln und Leiden der Menschen, wird von ihr umhegt; und nach der Weisheit des Dichters scheint es, als werde jegliches Menschenleben mit seinem anmaßenden Begehren und Wähnen, seinem Scheitern und Sichvollenden getragen und aufgehoben von der stillen Größe und sanften Gewalt der Landschaft.

Und doch hieße es Emil Strauß gründlich mißverstehen, wollte man ihn mit der Literaturmarke „Heimatsdichter“ schnellfertig abtun. Die badische Heimat ist der natürliche Ausgangspunkt und der Schauplatz seiner meisten Erzählungen. Aber was uns die Geschöpfe seiner Dichtung zu sagen haben, was sie in

ihren Lebenskämpfen erfahren und erleiden, ist gültig für unser ganzes Volk. Nie hat Strauß provinziellerischer Eigenseligkeit oder süddeutschem Kulturdünkel das Wort geredet. Nie hat er verkannt, was Norddeutschland für unser Volk geleistet hat. Aber weil er so fest im heimatlichen Volkstum verwurzelt ist, hat

er auch nie vergessen, in welcher unaufhebbarer, schicksalhaftester Beziehung Einzeldasein und Gemeinschaftsleben zueinander stehen, hat er — allen auflösenden Zeitströmungen zum Trotz — nie die ewigen Gesetze gefunden, selbstverantwortlichen, dem Volk verpflichteten Lebens verleugnet.

Der Dichter.

Emil Strauß ist am 31. Januar 1866 in Pforzheim geboren. Väterlicherseits entstammt er einer auf österreichische Ursprünge zurückweisenden Musikerfamilie. Die Mutter war fränkisch-pfälzischer Herkunft. In seiner Erzählung „Der Spiegel“ ist Strauß der Geschichte seiner musikbegabten Ahnen nachgegangen. Die Musik ist auch aus des Dichters Leben und Werk nicht wegzudenken. In „Freund Sein“ und im „Spiegel“ hat er sich Glück und Qual dieses Erbes vom Herzen geschrieben. Die Musik ist wohl auch ihm „mit der Zeit zum Gleichnis des Lebens geworden, zum einzigen, mir verständlichen und deutbaren Gleichnis“. „In ihr fühlte er sein stärkstes Leben geformt und formbar, in ihr fühlte er sich unzersplitterbar ganz“, so schreibt Strauß, sicher auch aus eigenem Erleben schöpfend, über seinen Urgroßvater. Daß der Dichter die Musik nicht nur als eine beglückende, erlösende Macht erlebt hat, die sein Innerstes wunderbar bereichert und es traumhaft mit dem Alleben der Natur und des Kosmos eint, sondern auch ihre gefährliche, auflösende Gewalt erfahren hat, das hat er erschütternd im „Freund Sein“ bezeugt.

Die Schuljahre, die Strauß in Pforzheim, Karlsruhe, Mannheim und Köln verlebte, müssen für ihn Leidensjahre gewesen sein. Nicht nur im „Freund Sein“, auch in anderen Erzählungen klingen trübe Erinnerungen an die Schulzeit nach. Immer ist sein Urteil über das damalige Schulsystem denkbar hart. Sein schon früh entwickeltes Gefühl für seine menschlich-künstlerische Eigenentwicklung lehnte sich gegen den ausgleichenden Zwang des Schullebens auf. Er betrachtet es geradezu als Verhängnis der modernen Kulturlage, daß man schon von Klein auf im Drill eingespannt wird, daß „man gemeinhin sein Leben draufgehen lassen muß, um es zu fristen“. (Kreuzungen, S. 172; siehe auch „Der Schleier“, S. 41.) Diese und andere Bemerkungen zeigen, daß Straußens Kritik an der Schulerziehung nicht durch nachwirkenden Groll über eigene Erfahrungen zu erklären ist, sondern als Teil seiner Kritik an der fragwürdigen Gesamtkultur seiner Zeit. Die Mechanisierung unseres Daseins ist schuld daran, daß wir, „so früh durch die zartesten Wurzeln vergiftet, unserer gottgegebenen Natur nicht vertrauen“. („Der Schleier“, S. 48.) Auch der Student, der in Freiburg, Lausanne und Berlin Volkswirtschaft, Germanistik und Philosophie studierte, fand auf der Universität nicht das, was er suchte. Er vermisse den lebendigen Zusammenhang mit dem Volksganzen und mag es ähnlich wie Hans Gerard, der Held der Novelle „Der Skorpion“, bedauern haben, daß die meisten Studenten „in den Jahren der größten Empfänglichkeit, des höchsten Schwunges, der reinsten Singabe und Selbstlosigkeit ... ihre kostbaren Kräfte ... auf das enge Betätigungsfeld ihrer ebenso

eifersüchtigen wie eitlen Gemeinschaft“ der Verbindung beschränkten. Und wie jener Hans Gerard wurde wohl auch Strauß bald vom Universitätsbetrieb enttäuscht: „Er erwartete Wissenschaft und bekam Kenntnisse, ihn hungerte nach lebendiger Kunst, man stopfte ihn mit Mustern, er träumte von der ordnenden, alles einenden Idee, und man führte ihn durch die Wanderdünen der Meinungen.“ Nicht minder fühlte sich Strauß von dem literarischen Getriebe jener achtziger Jahre abgestoßen. So viel er anfänglich von dem Programm des Naturalismus erwartete, so wenig konnte ihm die hier angestrebte „Mikroskopie der Verfallschichten“ bedeuten. Er sah die Dichtung abirren von ihrer eigentlichen Aufgabe, der Darstellung der „Idee des Menschen in ihren verschiedenen Erscheinungsformen“. Im „Riesenspielzeug“ gibt uns der Dichter ein Erinnerungsbild an diese Zeit seiner Entwicklung. Hier übt er eine umfassende Kritik an dem kulturellen Niedergang im nachbismarckischen, wilhelminischen Zeitalter. Sie gilt nicht nur der Geisteskultur, wie sie sich in Literatur, Universität und Schule in ihrer fragwürdigkeit erweist, sondern auch der politischen Entwicklung. Scharfblickend erkannte Strauß, daß die deutsche Politik in dem Augenblick eine verhängnisvolle Wendung nehmen mußte, wo die Parteien über ihre Partei- und Wirtschaftsinteressen hinaus nicht mehr das Volk sahen. „Volk glich einer toten, getrockneten, mit Luft gefüllten Schweinsblase, mit der die Wahlredner jeder Partei Lärm machten und aufeinander losschlugen. Es gab anscheinend nur noch Erwerbsgruppen ... fast keiner dachte daran, daß sein leibliches und geistiges Wohl, ja sein Dasein überhaupt vom Wohl und Ansehen des Volkes abhing.“ („Riesenspielzeug“, S. 12.)

Daher konnte ihm der damalige Staat nicht das geben, was er für seinen Lebensweg brauchte. Der Dichter, der in all seinen Werken leidenschaftlich ablehnt, daß man etwas „wird“, ohne etwas zu „sein“, der die ängstliche Versorgung durch einen nicht gemäßen Verursacher als Verrat an sich selbst brandmarkte (siehe „Kreuzungen“, S. 262), mußte sich abseits vom Bürgertum stellen. So wurde Strauß auf kurze Zeit Landwirt. Wie stark er sich zur Bauernarbeit hingezogen fühlte, wie sehr er in ihr den Lebenssinn des gesunden Mannes sah, hat er in vielen Dichtungen, am endgültigsten im „Riesenspielzeug“, ausgesprochen. Er ging von 1892 bis 1894 nach Brasilien, wo er erst in Blumenau als Landwirt, dann in Sao Paulo als Erzieher tätig war¹. Dieser Aufenthalt hat unzweifelhaft seinen Blick geweitet. Strauß sah sein Vaterland mit anderen Augen an, seitdem er die tüchtigen Leistungen

¹ Siehe Fritz Endres, Emil Strauß. Ein Versuch. München, 1936.

der deutschen Auswanderer im Vergleich mit dem schmutzigen, verkommenen Leben der Mischblutbevölkerung erblickte. Er empfand „germanischen Rassenstolz“ gegenüber den Schwarzen und den „im ekelhaften Rassenmischmasch aufgehenden Romanen“ Brasiliens. Freilich, so sehr ihn die tropische Landschaft bezauberte, so reiche Nahrung sein künstlerischer Beobachtungstrieb und wohl auch sein innerer Erlebensdrang fand, zur Heimat konnte ihm das fremde Land nicht werden.

Nach seiner Heimkehr nach Deutschland ist seine künstlerische Sendung entschieden. Strauß wurde sesshaft im badischen Oberland und schrieb in den folgenden Jahren seine ersten Werke, in denen sich — wie übrigens in allen seinen Dichtungen — die inneren Erfahrungen und Erlebnisse seiner Entwicklungszeit spiegeln. Wir wissen wenig von seinem weiteren Lebensgang. Nur daß er zwischen den Schaffenszeiten ausgedehnte Reisen unternahm, daß er nach dem Krieg längere Zeit im Hegau als Landwirt ansässig war und sich später endgültig in Freiburg niederließ. Manche Frage bleibt offen. Wie hat der Dichter die deutsche Schicksalswende von 1914 bis 1933 miterlebt? Selten hat er unmittelbar von sich gesprochen. Aber

wer sein Werk aufmerksam zu lesen weiß, der wird in den Schöpfungen seiner dichterischen Phantasie auch den Schöpfer sehen, wird immer dann des Dichters eigene Stimme vernehmen, wenn es gilt, zu Schicksalsfragen des einzelnen und des Volkes Stellung zu nehmen. Immer hat Emil Strauß mit kritischem, unbestechlichem Scharfblick, unbeirrt durch Moden und Zeitströmungen, Kultur und Menschentum seiner Zeit gerichtet. Wenn es galt, Kultur- und Volksgefahren abzuwehren, hat er warnend seine Stimme erhoben. In der Zeit der höchsten Gefährdung unseres Volkes ist er ein leidenschaftlicher Kämpfer für nationale Selbstbehauptung geworden (siehe sein Drama „Vaterland“). Vielleicht wird uns der Dichter eines Tages das Buch seines Lebens schenken. So „interessant“ es wäre, unmittelbaren Einblick in seinen Lebensweg und seine Schaffensweise zu erhalten, wir wissen: Emil Strauß wäre kein Dichter, wenn er nicht Sinn und Gehalt seines Lebens und seines geistig-künstlerischen Ringens in seinem dichterischen Werk versinnbildlicht hätte. So wollen wir aus dem großen Lebensbuch seiner Dichtung schöpfen und zu erschließen suchen, was der Dichter unserer Zeit, unserem Volk zu sagen hat.

Das Werk.

Die folgende Würdigung hält sich nicht streng an die zeitliche Reihenfolge seines Schaffens. Sie will versuchen, in Umrissen ein Bild von der inneren Entwicklung seines Dichtertums zu geben. So mögen am Anfang dieser Betrachtung die Romane stehen, in denen der einzelne im Lebenskampf Gegenstand der Darstellung ist.

Selbstbehauptung und Selbstgefährdung.

„Freund Hein“ (1902) ist uns Lehrern deshalb besonders wichtig, weil dieser Roman zu jener bekannten Reihe von Schülerromanen gehört, in welchen um die Jahrhundertwende das Unrecht der Schule am jungen Menschen im Tone mehr oder weniger heftiger Anklage dargelegt wurde. Es handelt sich hier meistens um innerlich reiche, aber nach außen empfindliche Knaben, die an den Mechanismus des Schulbetriebs, an dem Unverständnis der Lehrer leiden. Diese Romane haben Eltern wie Lehrern die Augen geöffnet für die Eigengesetzlichkeit jugendlichen Seelenlebens und für die Fragwürdigkeit der damaligen Schulerziehung. Sie haben — das dürfen wir getrost sagen — ihre Aufgabe erfüllt und gehen uns darum heute nur noch als geschichtliche Dokumente etwas an. Wenn „Freund Hein“ nur in diese Reihe gehörte, wäre er eben ein solches Zeitdokument, nicht mehr und nicht weniger. Wer aber das Buch heute wieder in die Hand nimmt, wird ergriffen innerwerden, daß es als echte Dichtung über diese zeitgebundene Bedeutung weit hinausragt. Gewiß, auch dieser Roman ist aus der Erschütterung über einen Schülerelbstmord, aus der Kritik an der Schulerziehung herausgewachsen. Aber er unterscheidet sich schon dadurch von den erwähnten Literaturerzeugnissen, daß er jede tendenziöse Entstellung in der Zeichnung der Schulverhältnisse meidet. Natürlich

haben Elternhaus und Schule zu ihrem Teil Schuld an dem Zerbrechen des jungen Menschenlebens. Beide tragen Maßstäbe an die Wertung des Knaben heran, die diesem wesenfremd sind. Der Vater meint, er müsse bei aller Achtung vor der Eigenart des Jungen seinen Sohn seiner nach seinen, aus eigenen Erfahrungen und allgemeinen praktischen Richtlinien abgeleiteten Grundsätzen erziehen, ohne zu erkennen, daß die künstlerische Begabung des Knaben unlösbar verknüpft ist mit einer Widerstandslosigkeit gegen äußere Gärten. Die Schule sieht in dem Versagen Heiners die Folge mangelnder Selbstzucht und unzureichender Mitarbeit. Daher urteilt sie vorschnell über die „Reife“ des Schülers ab. So bleibt diesem nach wiederholten vergeblichen Anstrengungen bald kein anderer Ausweg als der Entschluß, sich das Leben zu nehmen. Sein Tod ist keine Verweilungsstat, sondern nur die Auswirkung seiner Erlösungssehnsucht von aller Schwere und Enge des Daseins. Umfängen von der stillen Schönheit der Natur, hingegeben an die Traumbilder hoher Dichtung und reiner Musik, fühlt sich seine junge Seele in jenen letzten Stunden, in denen sie sich selbst gehören darf, dem Leben enthoben.

Wer heute das Buch liest, vergißt fast die Anklage, die aus ihm spricht. Er empfindet um so ergreifender die feingestimmte Seelenschilderung. Kein Schnüffeln in Pubertätspsychologie, keine überhitzte Geistesproblematik, sondern nur schlichtes, in die Tiefe wirkendes Innerwerden seelischen Eigenlebens charakterisieren die Darstellung. Die künstlerische Meisterschaft der Dichtung erweist sich auch in der Umweltzeichnung. Ohne naturalistische Pedanterie, doch mit plastischer Anschauungskraft ist das Elternhaus geschildert: die hilflose Liebe der Mutter, die vornehme, doch allzu grundsatzgebundene Haltung des Vaters, die unaus-

gesprochene Liebe zu der Kindheitsgespielin, der Freund Notwang, der aus härterem Metall geschmiedet ist und Zeiner wohl eine Weile mitzureißen, aber nicht zu retten vermag. Wie scharf ist die Schule gesehen; gewiß, mit den Augen des Schülers, unbarmherzig die Schwächen der Lehrer entlarvend, doch ohne zerrbildnerische Übertreibung.

In „Freund Zein“ kämpft Emil Strauß für das Recht des genialen Ausnahmemenschen gegen den ausgleichenden Zwang der Durchschnittsnormen. In des Freundes Notwang leidenschaftlicher Anklage hören wir des Dichters eigenes Urteil: „Habt Ihr nicht genug in Stadt und Land, die sich den Beruf ausknobeln oder mit Halmchen ziehen lassen! aus denen Ihr machen könnt, was Ihr wollt, ohne Widerstand! ... wenn nun einmal ein Kind kommt, dem sein Beruf aus allen Poren dringt, weil ihm Gott selbst ihn ganz unmittelbar mit seinem Blute gab, dann laßt in Dreiteufelsnamen die Finger davon, und bedenkt, daß dieses Kind der Natur und den ewigen Gesetzen, kurz, dem Herrgott näher steht als Ihr! daß Ihr es aus der Flugbahn, in die Gott es warf, nicht herausdrängen könnt, ja nicht einmal aufhalten könnt, ohne daß es zugrunde geht.“

Wenn dieser Kampf des Ausnahmemenschen um sein Daseinsrecht in „Freund Zein“ tragisch endet, weil Zeiners musikalisches Genie zu widerstandslos den Gegenkräften ausgeliefert ist, so ist er in dem Roman „Kreuzungen“ siegreich entschieden. Führte er dort zur Selbstaufgabe, so führt er hier zur Selbstbehauptung. In diesem Roman erweitert sich des Dichters Kritik an seiner Zeit zu einer Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft. Auch hier bekennt sich Emil Strauß zum eigenwüchsigen Leben, zur selbstverantwortlichen Lebensgestaltung, die sich im harten Ringen gegen Bürgermoral zu ihrem Recht verhelfen muß. Aber ebenso wie in „Freund Zein“ ist die Zeitkritik nur die eine Seite der Dichtung. Wesentlich ist auch hier die künstlerische Gestaltung menschlicher Schicksalsentscheidungen.

In den „Kreuzungen“ (1904) schildert Emil Strauß, wie sich die Lebenswege von drei jungen Menschen, die im Gegensatz zur bürgerlichen Umwelt mutig versuchen, ihr Leben nach eigenen Gesetzen aufzubauen, in seltsamer Weise verschlingen und lösen, bis sie nach mancherlei Irrungen und Wirrungen zu den ihnen entsprechenden Lebensformen finden. Mögen auch die hier behandelten, damals zeitgemäßen Probleme (Frauenemanzipation, Frau — Mutterschaft — Beruf) uns heute nicht mehr unmittelbar beschäftigen, so wirkt doch auch dieser Roman noch heute zwingend durch die lebensechte Charakteristik junger, in der Gärung begriffener Menschen. Vor allem zeigt sich hier die Kunst des Dichters in der Wesenserschaffung der Frau.

In eine ganz andere Welt, aber vor einen ähnlichen seelischen Widerstreit führt uns der Roman „Der Engelwirt“ (1901). Ein törichtes Gastwirt einer ländlichen Kleinstadt wird vom Schicksal hart mitgenommen, ehe er einsieht, was er an seiner Frau hat. Da seine Ehe kinderlos ist, er aber von dem Wunsch nach einem Erben besessen ist, verführt er eine Magd und verspricht ihr die Ehe, ohne sich die Folgen aus-

zudenken. Felsenfest davon überzeugt, daß ihm nun der Sohn geboren wird, prahlt er schon im voraus, bis eben doch eine Tochter zur Welt kommt, zum Zohn der ganzen Nachbarschaft, die schon längst auf die Gelegenheit gewartet hat, ihm sein großproziges Auftreten durch schadenfrohen Spott zu vergelten. Bei der Kindstaupe kommt es zum Streit. In seiner Wut verschüttet der Wirt es endgültig mit seiner Frau und den Leuten. Statt seinen Fehler einzusehen, beschließt er mit Kind und Regel auszuwandern. Raum in Rio angelangt, wird er um seine Barschaft geprellt und sieht nun langsam die Unsinnigkeit seines Vorhabens ein, zumal die Kindsmutter ihn in ihrer stumpfen Hilflosigkeit eher hemmt als tatkräftig unterstützt. Aber erst als die Magd vom Gelbfieber dahingerafft worden ist, begreift er, daß es nur einen Weg für ihn gibt: zurück in die Heimat, zu seiner Frau. Mit dem Kinde im Arm fährt er so wieder heim, zurechtgehobelt durch diese schlimmen Erlebnisse, Kleinmütig und gereift, und wird von seiner Frau, die ihre überlegene Ruhe und frauliche Güte auch in schwerster Prüfungszeit bewahrt hat, mitsamt dem Kinde wieder aufgenommen.

Eine köstliche Geschichte, ein rechtes Volksbuch hat Strauß uns mit diesem Werk geschenkt. Seine Erzählerkunst kann sich bei der abenteuerlichen Handlung kräftig entfalten. Sein Blick für Menschenschwäche und Güte erweist sich gerade hier, wo der Dichter selbst im dumpfen Menschentum den echten Kern aufdeckt.

Wenn Emil Strauß im „Engelwirt“ das Auswandererlos nur streift als eine Episode, als eine kurze Erziehungskur im Leben eines Deutschen, so stellt er in dem Werk „Menschenwege“ (1896) die Lebensschicksale deutscher Auswanderer in Brasilien dar, so wie er sie selbst beobachtet und miterlebt hat. Auch hier reißt der Dichter durch seine realistische Darstellungsweise alles Geschehen in eine unheimliche Lebensnähe; auch hier erspart er uns nicht den Blick in den ernsten Untergrund des Lebens. Es sind bittere Erfahrungen, welche die Helden dieser Erzählungen durchleiden müssen, bittere Erkenntnisse, zu denen sie bei der Überschau ihres Lebens gelangen. „Man muß alles nachholen, das Leben schenkt einem nichts“. Dieser Satz aus „Der Nackte Mann“ könnte über jedem Werk des Dichters stehen. „Wer weiß, was zuletzt bleiben wird? Das Leben ist ein feiner, feiner Filter, das Tröpflein Seele, das sich durchdrängt und am Ende hinausfickert, wird vielleicht so klar sein, daß sich die rosige Sonne des andern Himmels voll freuden in ihm spiegeln mag“ (Menschenwege). Geschiterte Existenzen schildert Strauß in den beiden wertvollsten Erzählungen dieses Buches. Oder besser: Menschen, die durch ihr Scheitern, durch den Verlust ihres Lebensglücks eben zu ihrem Wesensgrund durchstoßen. Im „Prinz Wieduwitt“ gibt er uns die Lebensbeschreibung eines Mannes, der zu zurückhaltend um die Liebe eines Mädchens geworben hat, bis die Eltern ihre Tochter an einen reichen Negler verschachern, in der Meinung, die gleiche Religion und der Wohlstand vermöchten das Mädchen über den Abgrund der Kassengegensätze hinwegzutauschen. Als das noch kindlich ahnungslose Mädchen in der Hochzeitsnacht schau-

dernd das Ungeheuerliche des Ansinns begreift, da stürzt sie sich verzweifelt in den Tod. Auch in seinen späteren Dichtungen (in „Hans und Grete“, im „Spiegel“ und „Riesenspielzeug“) hat Strauß die Klassenfrage aufgegriffen und dichterisch behandelt. In der Icherzählung „Auswanderer“ steht die Lebensbeichte eines Auslandslehrers im Vordergrund. Dieser war in seiner Heimat in das Lügennetz einer Konventionsehe geraten und konnte sich nur durch einen Skandal aus ihr befreien. Wieder ist es ein „zu spät“, ein Zufichkommen durch Scheitern im bürgerlichen Berufsleben. Aber wie kritisch anklagend auch Emil Strauß der Zeit und dem Leben gegenübersteht, wie herb und schonungslos auch seine Abrechnung sein mag, niemals führt er den Leser in die Ausweglosigkeit bloßer Lebensverneinung, niemals wirkt seine Dichtung zeretzend oder lähmend. Wenn er uns das Scheinglück bürgerlichen Wohllebens nimmt, so gibt er uns dafür die Gewißheit, daß es echtere, tiefere Werte gibt, welche der Mensch nur im Leiden oder Scheitern verwirklichen kann.

Hans und Grete

So heißt ein anderer Band Erzählungen, der damals (1909) entstand. Hans und Grete, Mann und Weib, dieses Grundmotiv aller Dichtung steht auch bei Strauß im Mittelpunkt dichterischer Gestaltung. Es wäre die Aufgabe einer besonderen Studie, aufzuzeigen, in welcher reicher, schier unerschöpflicher Abwandlung der Dichter die Liebe als Grundmacht des Lebens dargestellt hat. Wie er das Spiel der Liebe, den Kampf und die Auseinandersetzung der Geschlechter dichterisch gestaltet hat, würde allein schon seine menschlich-künstlerische Eigenart erhellen. In allen Formen und Graden, in allen „Masken“ tritt sie uns in seinen Erzählungen entgegen: Von zarter, traumhaft-ahnungsvoller Zuneigung zu blinder oder schwärmerischer Verliebtheit, von scheuem Werben und sprödem Sichverjagen zu triebbesessenem Begehren und Sichverlieren, von der reifen Liebesbegegnung edler, wahlverwandter Naturen bis zur zerstörerisch-wütenden, in Tod und Vernichtung hinabreißenden Urgewalt. Wo immer sie die Menschen seiner Dichtung ergreift, ist sie „das sagenhafte Schicksal der Seele“. Gleich Nietzsche verdankt der Dichter dieses Wissen um die Liebe seiner „dionysischen Mitgift“. So stark sie ihn als Urphänomen des Lebens und als dichterische Aufgabe beschäftigt, nie hat er sie aus dem Gesamtbereich des Daseins herausgelöst, sie nie zu einem teilhaften Bezirk erniedrigt. Sie ist weder Nervenkitzel, noch bloße Sinnengier, der man nur durch „physiologische Psychologie“ gerecht wird. Auch hat er sie nie als Wunschbild der Phantasie mit romantischem Gefühlsüberschwang verklärt. Sie ist zwar die tiefste, alle Daseinskräfte aufrüttelnde, entfesselnde und gefährdende Leidenschaft; aber sie ist zugleich Symbol für die Eigenkraft der menschlichen Seele. Sie ist der „Prüfstein“, an dem sich der Lebenswert oder -unwert des Menschen erweist, die „Probe“, die es zu bestehen gilt, wenn wesenhaftes Leben sich bewahren soll. Sie ist es, die „uns aus der Strenge unserer Grundsätze oder anerzogenen Vorurteile herauslockt und prüft — uns vor unserem eigenen Blick entkleidet und vereinzelt — uns mit jäh

Wendung in die Bahn eigener Kraft, eigenen Verhängnisses hinschiebt“. (Der Schleier, S. 23.) Sie trägt kein Spiel, kein Abenteuer, keine Halbheit; sie hat den Ernst und die Strenge einer Schicksalsmacht. „Die Liebe ist nicht weich, mitleidig, verzeihend, hingebend, nicht ein Feuerlein für den Herz; sie ist stolz, bezwingend, unerbittlich wie die Schönheit, wie Gott selbst, der jene gewiß nicht liebt, denen er mild und gnädig ist, und der sich noch nie seiner Liebliche erbarmt hat.“ (Mara S. 226.)

So werden wir von des Dichters Auffassung menschlicher Liebe in das Innerste seiner Lebensanschauung geführt. Welcher Art auch der Inhalt dieser Erzählungen sein mag, immer enthüllt uns der Dichter aufs neue das Wunder der menschlichen Seele. Es ist ihm wie ein „wunderbarer Reigen, ein rätselhaft lebendiges Flechtwerk, geheimnisvoller als die Sternbahnen“. (Der Schleier, S. 111.) Es geht dem Leser wie jenem Gartenäre, der ergriffen der Weisheit seines Vaters nachgrübelt, als dieser mit der Art einen Baumstamm aufspaltet und dem über die Schönheit des Holzes staunenden Sohn zuruft: „Ja Pausanias, mach nur Auge! da hat noch Keiner wedder Gott neingeguckt.“ Wie dieser Vater seinem Sohn an jenem Holzstamm die göttliche Formkraft der Natur begreiflich macht, so läßt der Dichter uns Leser in jeder Erzählung hineinschauen in die verborgenen Schichten des menschlichen Herzens, dieser „Walstatt des Schicksals“. Stets wächst das Geschehen aus einfachen, im Alltag beobachteten Lebensverhältnissen, die realistisch geschildert werden, hervor, um dann unversehens in die Ebene emporzuführen, wo der Zufall als Fügung erscheint, wo im Einzelleben Allgemeingültiges sichtbar wird.

Leben und Schicksal.

In dem Novellenband „Der Schleier“ (1931) zeigt sich die Erzählerkunst von Emil Strauß zu reifster Meisterschaft entfaltet. In den „Geschichten“ dieses Buches führt uns der Dichter nicht nur erschütternde Lebensbilder vor Augen, er rührt hier an letzte Daseinsfragen und sucht den Sinn des Lebens denkerisch zu ergründen. Es ist ein ernstes, männlich herbes und kraftvolles, von tragischen Zügen verdüstertes Bild, das Strauß vom Leben entwirft. Zuweilen will es scheinen, als sei nur Kampf und Gefährdung, nur Bitternis, Zweifel und Entsagung darin zum Ausdruck gekommen. Gerade in diesem Spätwerk sieht sich der Mensch ins Ungewisse rätselhafter Schicksalskräfte gestellt. Wie eine grausame, sinnlos waltende Macht steht das Schicksal über dem Menschen, der zum bloßen „Spielzeug“ herabgewürdigt ist. Selbst das beste Wollen, die aus reinstem Herzen begonnene Tat werden zunichte. So gibt es in diesem Werk Erzählungen, aus denen uns der Eishauch einer kühlen Skepsis entgegen schlägt. Wer sich aber von der Betrachtung solcher Einzelschicksale zu einer Gesamtschau der Straußschen Lebensauffassung erhebt, wird auch aus den tragischen Schicksals schilderungen einen tiefen Glauben an den allem Leben innewohnenden Sinn herauslesen. Es ist der Glaube, daß der Mensch, mag er auch durch härteste Seelenkämpfe, durch Versagen in entscheidender Stunde, durch Richtungslosigkeit oder Dumpfheit gefährdet sein, auf seinem Lebensweg

zu sich findet, vorausgesetzt, daß er nicht ausweicht, daß er zu dem wird, was er ist. Dieses Pindarische „Werde, was Du bist“ ist Maßstab und Forderung, mit denen Strauß wertend und richtend an den Menschen herantritt. „Das Leben hat an sich keinen Sinn, den müssen wir erst schaffen“, sagt Jörger im „Riesenspielzeug“. Der Lebenssinn wird nicht durch philosophische Erkenntnisbemühungen oder kontemplative Schau erschlossen, er wird allein geschaffen durch die sittliche Bewährung im Leben, durch die kämpferische Auseinandersetzung des einzelnen mit seinen Innenkräften und der Welt. „Du kannst die Welt nur vollenden, indem du dich vollendest.“ Wie diese Vollendung erreicht oder verfehlt wird, ist das Thema der Erzählungen. So ist das Sittliche für den Dichter „das weiteste und höchste Reich des Menschen, kein Wille, keine Phantasie trägt über ihre Grenzen“. Durch das Sittliche allein finden wir zur Gewissheit göttlichen Lebenssinns. „Unser sittlicher Kampf und unser Gottsuchen, das ja doch immer fehlgeht, wird dem Wesen, das wir Gott nennen, eben die wechselnde, auf und ab spielende Erscheinungsform der Idee ‚Mensch‘ sein.“ (Gartenäre, S. 188.) In der Art und Stärke des sittlichen Lebenskampfes erweist sich menschliche Wesensart in ihrem ursprünglichen Gehalt. „Wer die sittliche Aufgabe und Arbeit verneint, der verneint den Menschen; wie der Adler sein Leben nicht erhalten kann, wenn er die Flügel ablegt, wie die Spinne nicht, wenn sie keine Netze spinnt, so der Mensch nicht, wenn er nicht Sittlichkeit schafft. Darum ist sie überall: kümmerlich bei kümmerlichen Völkern; friedlich, bequem, idyllisch bei schwunglosen Völkern; bei leidenschaftlichen, Kühnen, erobernden Völkern ist sie der reinsten, feinsten, alles überduftende Duft ihrer Blüte, das Alles übertröstende Wunderlicht ihres Feuers, die lösende und einende Musik des Kampfes selbst — des erbarmungslosesten Kampfes!“ (Gartenäre.) Dieses Ringen um die Offenbarung des Göttlichen im Menschen läßt sich ewig nur im Sinnbild des Lebensschicksals umschreiben. Wie der Mystiker seine Schau und innere Erfahrung Gottes nie unmittelbar aussprechen kann, sondern stets nur — zu seiner Not und Beseligung — im Gleichnis, so kann auch der Dichter Strauß die Idee des Menschen nur im Bilde des Lebenskampfes ausdrücken. Wie dieser Entwicklungsweg des Menschen jeweils verläuft, durch welche Widerstände, Hemmungen, Erschütterungen sich der einzelne seine Wesensgestalt erwirkt oder — wenn ihm die Erfüllung, die Selbstwerdung, versagt ist — wenigstens zur Erkenntnis seiner in ihm angelegten Lebensgesetzlichkeit heranreift, soll hier nicht nach erzählt werden.

Es ist oft hervorgehoben worden, welche klassische Vollendung die Novelle „Der Schleier“ erreicht hat. In ihr zeigt sich am reinsten die Lebenssinn enttastelnde und weisende Kunst des Meisters. In der schlichten Handlung wird die Abgründigkeit und Gefährdung des Lebens um so ergreifender sichtbar, als nur reife, gesichert erscheinende Menschen davon betroffen werden. Aber der Dichter führt uns zugleich die heilenden, rettenden Kräfte vor Augen; die erwachsen aus dem Verstehen und der Überwindungskraft, aus der Seelengröße einer Frau. Es ist, als ob der Dichter über das Seelendrama der Handlung

einen Schleier ausgebreitet hätte, der alle grellen Farben zu mildem Leuchten dämpft. Die Menschen dieser Erzählung sind im wahrsten Sinne des Wortes Adelige, die selbst in leidenschaftlichster Verwirrung niemals den Sinn für die Gesamtform ihrer Existenz verlieren. Das Entscheidende wird nur angedeutet, weil man auch ohne Worte zueinander findet. Es herrscht jene „Scham der halben Gefühlsichtbarkeit“, die Nietzsche so oft in dem modernen Schrifttum vermist.

Wer aber möchte neben dieser herblich reifen Dichtung die andern Erzählungen missen, den „Gartenäre“ vor allem: die Geschichte eines katholischen Geistlichen, der trotz seiner naturwissenschaftlichen Neigungen zum Pfarrberuf gedrängt wird, und den nun in seiner Einsamkeit eine franziskanische Liebe zu allem Kreatürlichen ergreift. Das Wunder der Schöpfung spiegelt sich ihm in gleicher Weise im kleinsten Pflanzewesen wie in jedem, auch dem verkommensten Menschenwesen, und aus dieser Liebe heraus verzehrt sich der junge Seelforger in priesterlicher Hingabe an seine Gemeinde, von allen unverstanden in seinem Aufopferungstrieb. Auch diese Gestalt ist ein Symbol für den Sendungsgedanken des Dichters: „... ich habe die Aufgabe, mein Leben unmittelbar zu Mitleben zu machen, das bischen das ich bin, in das der andern hineinzumischen, hineinzuzuordnen. Dem heutigen Leben fehlt die Freude am Leben, an der Erscheinung wie am seelischen Geschöpf; die hab ich...“

Nicht minder erschütternd ist die Novelle „Befund“, in welcher Strauß die Lebensbeichte eines gereiften Mannes erzählt, der trotz seines äußerlich glücklichen, erfolgsgekrönten Lebens bei seiner Rückschau erkennt, daß er an seinem eigentlichen Ich vorbeigegangen ist, weil er als junger Mensch, in entscheidender Stunde, nicht die Kraft hatte, Seelenwunden ausschwären zu lassen, weil er, sein Wesensgesetz verkennend, den Naturprozeß seelischen Leidens und Reifens unterbrach. Auch hier spricht Strauß als Anwalt der Natur, freilich nicht derjenigen der Naturalisten, welche ihr mit äußeren Stilmitteln und Psychoanalyse zu Leibe rücken wollten, sondern jener „gottgegebenen“, leiblich-seelischen Natur, die tiefer liegenden Gesetzen gehorcht und nur im Vollzug des Gesamtlebens erfahrbar wird.

An dramatischer Steigerung, an Wucht und Tempo des Geschehens erinnert die Erzählung „Der Skorpion“ an Aleists Novellen. Wieder sucht der Dichter die Wesensbedingungen seines Helden durch einen Rückblick auf dessen Jugenderlebnisse zu erklären. Diesmal ist es die Frau, die durch die Gewalt ihrer Leidenschaftlichkeit gegen das Werdegesetz der Liebe verstößt. Sie vermag wohl, Hans Gerard in ihren Bann zu ziehen, nicht aber sein zurückhaltendes, durch frühe Erfahrungen skeptisch gestimmtes Gemüt, das überdies die ans Krankhafte grenzende Festigkeit instinktsicher abwehrt, an sich zu reißen. So muß sie ihn, überwältigt von jäh in Saß umschlagender Liebe, töten, um dann selbst an dieser Wahnsinnstat zu zerbrechen. Auch hier steht im Hintergrund die Frage an das Schicksal, steht das Unergründliche schicksalhafter Begegnung und Verkettung: „die Melodie unseres Lebens ist Märchen, falls unser Leben Melodie wird.“

Der einzelne und die Gemeinschaft.

Wie jede echte Dichtung ist das Werk von Strauß mehrschichtig. So bleibt das Bild, das seine Erzählungskunst bietet, solange unvollständig, als nicht auch diejenigen Werke in diese Betrachtung einbezogen werden, in denen der Dichter sich über das Einzelleben und seine Problematik erhebt zu einer Auseinandersetzung mit dem Gemeinschaftsleben. Wir sahen bereits, wie sehr der junge Dichter in den achtziger Jahren den lebendigen Zusammenhang zwischen der Schicht der Gebildeten und dem Volksganzen vermisse. Jahrzehnte hindurch hat er seine künstlerische Aufgabe vorwiegend darin gesehen, „in seelenschwacher Zeit zunächst und zuhöchst seine eigene Seele auszubauen und zu vollenden“, mit jenem Architekten Hans Gerard vermeinend, „in unserer Zeit könne keiner mehr Vollstrecker des Bauwillens der Gesamtheit sein, weil ein solcher Wille nicht vorhanden sei, sondern äußerste Zerfahrenheit, es sei schon eine große Leistung, wenn sich einer aus der allgemeinen Verwirrung und Wesenlosigkeit herauskämpft und es zu einem ernstern, wenn auch nur persönlichen Kunstwillen bringt“ (Der Skorpion). Diese Zeilen enthalten sicher auch eine Rechtfertigung des Dichters. Sie deuten an, wie tief der Dichter unter dem Zerfall der Gemeinschaftsbindungen gelitten hat. Strauß ist nie der Fürsprecher eines selbstgenügsamen Individualismus gewesen. So Großes er als Erzieher des einzelnen zu einer sittlich vertieften, die Innenkräfte weckenden Lebensauffassung geleistet hat, so glühend er für eine ehrliche und tapfere Ichbehauptung eintrat, so hat er doch niemals die notwendige Wechselbeziehung zwischen dem einzelnen und seinem Volk übersehen. Er konnte es schon deshalb nicht, weil er, wie wir sahen, viel zu kräftig in seinem Heimatboden verwurzelt war. Das einfache, werktätige Volk, den Bauern und Kleinbürger, hat er mit gleicher Echtheit geschildert wie den Gebildeten. Man denke nur an den „Engelwirt“, an die Gärtnersfrau in den „Kreuzungen“. Wie plastisch stehen etwa das Rebmannsmädel (Baptist) und die Kronenwirtin (Gartenäre) vor uns, ganz zu schweigen von den Bauern des „Riesenspielzeug“.

Es ist bezeichnend, daß der Dichter, dem um die Jahrhundertwende das Erlebnis echter Volksgemeinschaft versagt war, einen Stoff aus der geschichtlichen Vergangenheit seiner Heimat ergreifen mußte, um ein lebendiges Gemeinschaftswesen dichterisch zu gestalten. So schildert er in „Der Nackte Mann“ den Kampf der Pforzheimer Bürgerschaft um ihr höchstes Gut, um die Wahrung ihrer Glaubensfreiheit. Der Roman, der uns in das Jahr 1603 zurückführt, läßt ein farbenbuntes, gestaltenreiches Bild vom altdeutschen Städteleben erstehen. Man fühlt sich an die „Meistersinger“ erinnert. Prächtige Charaktere zeichnen sich von dem bewegten Hintergrund des Bürgervolkes ab. Patrizier und Handwerker, Bürger und Frauen sind meisterhaft in ihrem Eigenleben und Gemeingeist erfaßt. Mit bald feinem, bald derbem Humor schildert der Dichter das Leben, wie es sich in Kammern und Stuben, im Wirtshaus und auf der Gasse, in Ratsversammlungen und Kirchenfeiern gebärdet. So eigenbrötlerisch ein jeder in ruhigen Zeiten an seiner Sondermeinung festhält, in dem Augenblick, wo absolutistische Re-

gentenwillkür ihnen, den überzeugten Lutheranern, den Calvinismus aufzwingen will, stehen sie alle zusammen, bereit, ihren Glauben mit Gut und Blut zu verteidigen. — In großartigem Gegensatz zu dem bunten Gewimmel der Bürgerwelt steht der markgräflich-badische Hof zu Durlach. Barocker Prunk und kalvinistische Strenge herrschen hier vor. Ernst Friedrich, der Mann, welcher sein Land durch seine kluge Machtpolitik nach außen, durch seine vorausschauende Kulturpolitik nach innen stark machen will, hat staatsmännische Größe, obwohl er sich mit seinem Entschluß, Pforzheim zu bekehren, in engstirnigen Trotz verrennt. Seine Frau ist ein bezauberndes Barockgemälde. Im Hintergrund die Räte in ihrer steifen Würde und kläglichen Abhängigkeit. Einzig des Markgrafen Freund, der Hauptmann Gösslin, steht durch seine politische Überlegenheit und seine gelöste Menschlichkeit über dem politisch-religiösen Streit. Als gebürtiger Pforzheimer und Lebensgefährte des Markgrafen gerät er in einen furchtbaren inneren Widerstreit. Als sich die Gegensätze zuspitzen, kann er ihn nur dadurch lösen, daß er in letzter Stunde, während der Markgraf mit seinen Truppen vor den Mauern der kampferüsteten Stadt steht, seinem Fürsten selbst mit der Waffe entgegentritt, zum Äußersten entschlossen, um den Bruderkrieg zu verhindern. Ein tödlicher Schlaganfall des sich verraten wählenden Markgrafen bewahrt Gösslin davor, den Freund zu opfern. Pforzheim ist gerettet, Gösslin, von seiner Vaterstadt verbannt, hält dem toten Freunde die Ehrenwacht, während die Bürger über die unerwartete Wendung frohlocken.

So sorgsam das geschichtliche Gemälde bis in feinste Einzelzüge ausgemalt ist, als Dichtung gibt auch dieser Roman ein ergreifendes Bild echten Menschentums. Dem Dichter geht es nicht um Luthertum oder Calvinismus, so anschaulich er auch den Streit der Konfessionen schildert, es geht ihm auch hier um die sittlichen Kräfte, die in diesem Kampf auf beiden Seiten aufgerufen werden. Wie sagt doch Hauptmann Gösslin? „Wie dem Kinde das Spielzeug und das Spiel, so sind uns die Dinge gegeben, und nur sie, damit wir uns an ihnen üben und stärken und im Entscheidungsfalle nicht Quarck sind, sondern ganze Menschen! Das Wichtigste ist wirklich nicht Luther oder Kalvin oder der Papst hinten in Rom und ihr Hader: das Wichtigste bist du, bin ich, ist der Pforzheimer, jeder einzelne, der eben nur an diesem höchst irdischen Zank und Streit sein eigenes, unberührbares, unverwüßliches Wesen erkennen und offenbaren kann. Für diesen Moment leben wir. Er ist die Vollendung, die Wiedergeburt, das Weltgericht, die Auferstehung, die Vergottung —, wie man es nur immer genannt hat!“ (S. 332.)

Als Strauß nach dem Weltkrieg die Not und Entehrung unseres Vaterlandes miterlebte, da drängte es ihn, seinem Volk den Sinn nationalen Leidens und Blutens zu verkünden, die Feinde nationaler Gesinnung an den Pranger zu stellen und der Nation das Traumbergeht echter Vaterlandsliebe, die auch das Liebste zu opfern bereit ist, leibhaftig zu zeigen. Da schuf er, dessen männlich-kämpferische Lebensauffassung und dramatisch gespannte Erzählerkunst ihn schon

früher zum Schauspiel hingezogen hatten, das Drama „Vaterland“. Ein Weckruf sollte es sein, ein Mahnmal, das die Jugend aufforderte, sich wiederzuerkennen in den Fabeln des Werks. Wie der korsische Freiheitskämpfer Sampiero will Strauß „jeden Tropfen heimischen Geblüts“ aufrühren mit „dem Traum unseres Rechts und mit der Pflicht unseres Traumes“, will er jeden einzelnen „zum Beispiel und Sinnbild seines Volkes“ steigern. Er will „das Bild unserer Heimat mit aller Kraft und Entfagung der Seele so hoch und weit und schön“ gestalten, daß „jeder Wohlgeborene darnach verlangen muß und dafür sterben kann“. Das Stück spielt im Jahre 1899 in Korsika. Des Volksführers Sampiero Entschlossenheit, die Befreiung seiner Heimat von genuesischer Fremdherrschaft zu erkämpfen, würde von allen Volksgenossen geteilt werden, wenn nicht innere Feinde das Trugbild eines Verständigungsfriedens aufstellten und die kriegsmüden Kreise für sich einsingen. Trotzdem gelingt es Sampiero, sein Volk für den Freiheitskampf zu begeistern. Während er selbst vor dem Feinde steht, spiegeln seine Widersacher seiner eigenen Frau, der friedensliebenden Vannina, die Möglichkeit eines raschen Friedensschlusses vor, wenn Vannina sich in die Gewalt Genuas begibt. Nur so sei es möglich, Sampiero zum Einlenken zu zwingen. Die Nachricht von Vanninas Flucht trifft Sampiero mit voller Wucht. Sie schadet seinem Ansehen im Volke. Gleichwohl vermag sie ihn nicht zu bewegen, vom Kampf abzulassen. Er durchschaut die Urheber des Verrats und erstürmt mit todentschlossenem Ingrimm die belagerte Stadt. Gleichzeitig bringt er durch eilige Maßnahmen seine Frau und die Verräter in seine Gewalt. Vannina stellt sich dem geliebten Mann, ohne Mitleid zu heischen. Sie, die in ihrer Verblendung den Verrat am Sinn seines Lebens gewollt hatte, will diese Tat mit ihrem Tode büßen. So muß Sampiero an seiner eigenen Frau das Urteil vollstrecken, das sie selbst gefällt hat, um sie vor weiterer Schmach zu retten und um das Bild des geliebten Weibes rein bewahren zu können.

Als dieses Drama 1924 in Karlsruhe die Uraufführung erlebte, wurde es wegen seiner schonungslosen Kritik am herrschenden politischen System und wegen seiner aufrüttelnden Gewalt scharf angegriffen, und weitere Aufführungen wurden verboten². Uns aber ist es heute ein leuchtendes Zeichen für seinen unbeirrbaren Kämpfermut und für den glühenden Einsatzwillen seiner Vaterlandsliebe. Diese findet ihren starken, packenden Ausdruck in der Idee, die dem Werk zugrunde liegt, ebenso wie in manchem dichterisch erleuchtenden Wort. Wie ein Bekenntnis des Dichters klingt das Gelöbnis Sampieros, sich mit jedem Tropfen Blut der Mutter Korsika zu weihen: „Sie ist die Erde, darin wir fußen, und der Himmel, darin wir wachsen, sie ist der Brunnen unserer Kraft und die Sonne unserer Reife, sie ist der Traum unserer Nächte und das Werk unserer Tage, nur in ihr werden wir, was Gott will!“

Das Drama „Vaterland“ gibt ähnlich wie „Der nackte Mann“ als historische Dichtung das Lebens-

² Siehe Langenbacher, Emil Strauß — ein deutscher Dichter (Nationalsozialistische Monatshefte, Heft 7), 1936).

bild einer Volksgemeinschaft, die noch nach gesunden und natürlichen Maßen ausgerichtet ist. Beide in sich so verschiedenartige Werke zeigen, wie ein Volk sich in Zeiten der Gefahr um seine Führer schart, wie es angesichts äußerer Bedrohung Fader und Zwietracht vergift und die Behauptung seines Heimatrechts als seinen gottgegebenen Beruf ansieht. In seinen Dichtungen, die sich um die Deutung des Gegenwartslebens mühen, streift Strauß das Problem der Gemeinschaft nur gelegentlich in skeptischen Bemerkungen. Nur in seinem jüngsten Werk, im „Riesenspielzeug“, hat er sich mit ihm umfassend auseinandergesetzt. Im Mittelpunkt steht hier die Frage, wie weit es für den geistigen Menschen seiner Generation möglich ist, die individualistische Lebensform abzustreifen, aus der intellektuellen Absonderung vom Volksganzen herauszutreten und eine volkheitliche Neuordnung des Kulturlebens anzubahnen. Es ist die Schicksalsfrage unserer Zeit, unseres Volkes. Strauß hat sie bereits in den achtziger Jahren erkannt. Das „Riesenspielzeug“ bezeugt, wie stark ihn diese Frage von seiner Studenzeit bis in die heutige Zeit bewegt hat.

Der Roman „Das Riesenspielzeug“ (1934) ist seinem äußeren Umfang wie seinem Gedankengut nach des Dichters Hauptwerk. Es ist reicher an persönlichem Gehalt als irgendeine seiner andern Schöpfungen. Wie in allen unseren großen Bildungsromanen zeichnet der Dichter auch hier den geistigen Entwicklungszug nach, den er selbst gegangen ist. Mehr als seine anderen Menschengestalten trägt der Held des Romans, Dr. Zaugh, wesenseigene Züge des Dichters. Dieser junge Philologe, der sich nach Abschluß seiner Studienzzeit weder zum Lehrberuf noch zur Wissenschaft hingezogen fühlt, läßt sich durch Freunde bestimmen, das Abenteuer eines von lebensreformerischen Vegetariern übernommenen Landwirtschaftsbetriebes mitzumachen. Was erst als Experiment gedacht war, wird von ihm bald als tiefe Lebensnotwendigkeit empfunden: sich in schwerer Bauernarbeit einzunurzeln im heimischen Boden. Durch schmerzliche Erlebnisse, die das „schwärmerisch entworfene Gerüst seines Charakters und seiner bewußten Lebensführung“ umschmeißen, entfremdet er auf lange Zeit sich selbst, bis er in der leidvollen „Durchpflügung seines Herzens“ sich langsam freimacht von dem ihm Wesensfremden. Auch er ist einer jener Straußschen Lebenskämpfer, die mit dem Schicksal ringen, bis es sie segnet.

Durch Frauen erfährt der junge Mensch zutiefst sich selbst, sein Wesen und Un-Wesen. Eine feinsinnige, norddeutsche Aristokratin erscheint ihm lange als Inbild seiner Sehnsucht, bis er erleben muß, daß ihr das letzte Vertrauen und Verständnis für seine Entwicklungsnöte abgeht. Eine Leidenschaften aufstachelnde Ewastochter reißt ihn zu sinnlicher Liebeswut und Selbstekel hin. Sie verstrickt ihn in schlimme Sünden, die ihm beinahe sein Leben kosten. Und eine Frau, ein schlichtes, adlig-reines Bauernmädchen ist es, die ihm nach einer Zeit düsterer Selbstbezweiflung den Glauben an sich, an das Leben zurückgibt.

Zaugh's Schicksal ist eng verwoben mit dem seiner Gefährtin, die gleich ihm aus Protest gegen die Salbkultur des wilhelminischen Zeitalters sich auf diesem Gutshof um eine neue Lebensform mühen. Durch

dieses Ineinanderwirken verschiedener Lebenskreise und durch die Auseinandersetzung mit den Kulturfragen jener Zeit entsteht ein ungewöhnlich vielmaschiges Romangewebe, das denjenigen fremd anmutet, der an des Dichters früheren Erzählungen die straffe Form, die zügige, ununterbrochen sich steigernde Handlung gewöhnt ist. Das Werk hat symphonischen Charakter; verschiedene Motive laufen nebeneinander her, begegnen sich, verschlingen und lösen sich, um am Ende machtvoll im Leitmotiv auszuklingen. Wie nie zuvor läßt Emil Strauß seiner Erzählerfreude freien Lauf. Köstliche novellistische Episoden sind eingefügt, in denen er alle Bereiche menschlichen Tuns und Leidens ausmüht. Weit ausgreifende Gespräche sind eingestreut, in denen er die drängendsten Fragen jener neunziger Jahre berührt: Schopenhauer und Nietzsche, Vegetarismus und Bodenkultur, Judentum und Volk, Kapitalismus und Marxismus. Manche dieser immer geistreichen, oft witzsprühenden Streitgespräche erscheinen heute dem Leser auf den ersten Blick vielleicht unzeitgemäß, aber es geht dem Dichter letzten Endes auch gar nicht um die Klärung dieser Einzelprobleme. Sie sind ihm nur deshalb wichtig, weil sich in der Fragestellung der erste Ansatz zu einer Neubestimmung auf echte, volkheitlich kulturelle Werte ankündigt. Was zwei Jahrzehnte später die Jugendbewegung mit lauter Stimme forderte, was heute im nationalsozialistischen Kulturwillen vom ganzen Volk erstrebt wird, das wird hier im Mikrokosmos des Gutsbetriebs im Kleinen ersieht. Zwar belächelt der Dichter selbst das landwirtschaftliche Unternehmen als einen unzulänglichen Versuch, der die wahren Ziele der Bodenkultur verkennt und zu sektiererhafter Absonderung führt, aber in einem nimmt er diese Phantasten ernst: in ihrem Mut zu radikaler Kulturkritik, in ihrem wagemutigen Willen, an einer Stelle die Erneuerung zu beginnen mit dem vollen Einsatz ihrer Personen und durchzuhalten, selbst bis zum Mißlingen.

Das „Riesenspielzeug“ ist ein Alterswerk. Mit der Überlegenheit und dem inneren Abstand des Rückschauenden hat Strauß diese Lebensschicksale aufgezeichnet. Mag auch das einzelne vergänglich sein, als Gleichnis behält es seinen unvergänglichen Wert. „Riesenspielzeug“ heißt das Buch. Was ist dieses Riesenspielzeug? Ist es der Mann in den Händen des Weibes? Ist es das Gut mit seiner zusammengewürfelten Genossenschaft im Angesicht der Landschaft? Ist es der Mensch mit seinem aus Zufällen und Wesensnotwendigkeiten gemischten Schicksal der ewigen Ordnung gegenüber? Wer den Weg dieser Menschen

³ Siehe dazu Endres, a. a. O., S. 55, der den Titel in Anlehnung an Chamisso's Gedicht wohl zu einseitig deutet.

von erstem Streben über Versagen und Verzicht zur Ahnung des verborgenen Formgesetzes überschaut, wird auch aus diesem Werk eine Deutung vom Wesen und Sinn des Lebens schöpfen. Aus dem Verstehen aller menschlichen Regungen, aller Not und Unzulänglichkeit heraus erwächst dem Dichter ein befreiender Humor. Und schon deshalb gehört dieser Roman zu unsern bleibenden Dichtungen. Dieser Humor überglänzt das Geschehen, er umrankt die Charakteristik der Menschengestalten, er verlockt ihn zu funkelnden Wortspielen und hintergründigen Vergleichen und läßt ihn schnurrige Einfälle und tolle Anekdoten ausspinnen. Es ist etwas Jean-Paulisches in der Erzählerweise dieses Buches, und es ist auch darin, in der barocken Einzelausschmückung, echt deutsch.

Wahrhaftig, wer Anstoß an der Breite seines Pinselstrichs nimmt, wer die innere Form des Romans nicht begreift, dem ist nicht zu helfen! Denn im Grunde verliert der Dichter keinen Augenblick das Leitmotiv des Romans, die seelische Entwicklung seines Dr. Zaugh, aus den Augen. Alle Umwege, die der Dichter einschlägt, sind notwendig, um das innere „metaphysische“ Werden seines Helden zu verdeutlichen. Darin scheint mir die psychologische Errungenschaft dieses Romans zu liegen: daß Emil Strauß durch eine besonders entwickelte Kunst des inneren Monologs den Rhythmus seelischen Lebens nachzeichnet. Mit tiefdringender Seelenkenntnis hat er zur Anschauung gebracht, wie sich unterhalb der Bewußtseinsebene seines Helden in dem untergründigen Wirken seiner seelischen Antriebe und Hemmungen, in dem Keimen, Wachsen und Reifen der in ihm angelegten Wesensidee sein Schicksal mit organischer Gesetzmäßigkeit vollzieht.

So erweist dieses Werk aufs neue des Dichters seelendeutende Kraft, seine Kunst der Menschengestaltung, sein völkisches Kultur- und Verantwortungsbewußtsein. Es bezeugt, daß Emil Strauß trotz seines hohen Alters lebendig mitfühlend, mitsorgend und mitschaffend in unserer Zeit steht. Möge ihm, dem so lange in seiner wahren Bedeutung Verkannten, heute endlich der Platz im geistigen Raum unserer Nation eingeräumt werden, der ihm nach seinem dichterischen Rang zukommt! Wie aus einem eben veröffentlichten Bruchstück hervorgeht, arbeitet der Dichter an einem neuen Roman „Der Jungbrunnen“. Fürwahr, ein symbolischer Titel, der uns verheißungsvoll andeutet, daß der Dichter aus innerster Anteilnahme an der Erneuerung unseres Volkes Kräfte geschöpft hat, die sich befruchtend auf sein künstlerisches Schaffen auswirken.

Der Geist des Künstlers bildet das werdende Geschlecht.

Hermann Furte.

Die Dichtung und die Schule.

Es ist es nicht so, daß wir uns zunächst einmal abwenden müssen von alledem, was wir Methodik, Kunsterziehung — und auch im ganz allgemeinen „erziehenden Unterricht“ — nannten, um ganz neu und groß die Grundverhältnisse und Aufgaben unserer deutschen Schule zu begreifen? Indem die Schule Organ des Volkes, des Volkseins und Volkwerdens ist und nicht die nur menschlich orientierte Zweckgestaltung einer Vergesellschaftung, kann ihre Aufgabe nur das „Volk“ selber sein, die naturhaft-metaphysische, die also in letzten Tiefen volkhaft bestimmte Idee. Wirklichmachung Gottes, so könnte man sagen, Verwirklichung, Sichtbarmachung der seelischen Tiefenkräfte im Menschen und Kinde in die Sichtbarkeit des volksstaatlichen Seins, so könnte man das Grundverhältnis und das letzte Ziel unserer schulischen Aufgaben im weitesten Sinne festlegen.

Nach diesen wenigen Sätzen wird man mich nicht mißverstehen, wenn ich sage, daß es weniger um das geht, was man in der Schule tun will oder tut, sondern um das, was wir und wie wir selber sind! Es muß vor allem die innere Verbindung von Kind und Heimat, Kind und Wald und Heide, Haus und Hof und Stadt und Land und jeweils: Meer und Himmel und Welt — nicht etwa geschaffen, sondern — erhalten bleiben. Und nichts soll ausgeschlossen sein, am wenigsten das Mißlingen, das so vielfach erst das eigentliche Gelingen bedingt. Und ist nicht heute alles dieses — Heimat, Vaterland, Volkstum und Natur — lebendig in den Menschen und den Kindern wie nie zuvor? Und eben deshalb kann ich die Schule nicht anders sehen und verstehen als im Sinn und Wesen der Bewegtheit und Erregtheit jener Kinderseelen, die die neue Zeit in sich erleben, die die neue Zeit beleben und verbinden mit der Ewigkeit, der Vergangenheit und Zukunft und die die neue Zeit (nicht etwa durch den lehrplanmäßigen Unterricht der Schulen) erst noch werden lassen, werden lassen aus den irrationalen Bedingtheiten, in der sie wurzelt und in der sie wurzeln soll und aus denen sie doch erst noch wurzelnd insamer wieder neu sich schaffend offenbaren muß. In der Gemeinschaft mit den Kindern ist die vaterländische Gemeinschaft (und war sie immer schon, sofern man diese Gemeinschaft nicht zwangsmäßig durch Parteiprogramme oder dergleichen zu einer Zweckgesellschaft machte) gegeben und bedingt und immer neu belebt und immer neu erfüllt. Und erfüllt sind in ihr alle Belange des Heimatlichen, der Natur ... des Religiösen auch, denn das Erleben der vaterländischen Idee schließt das Religiöse in sich, ist ihm Deutung und Symbol, Brücke aus allem Zeitlichen ins ewig-unendliche Sein.

Nach diesen vorausgeschickten Sätzen müßte ich von der Dichtung schreiben — wie sie im Zusammenhang dieser Lebensgemeinschaft der Schule Sinn und Be-

deutung hat. Von der Aktualität jener wahren Dichtung wäre zu reden, die niemals Zwecken dient und dienen kann (nicht zunächst von der Dichtung, wie sie Kindern eignet), von der Volkstümmlichkeit der Dichtung wäre zu reden, die nicht im Äußeren, nicht darin bestimmt ist, ob dieser und jener und schließlich jeder sie versteht, sondern im Innern, die volkstümmlich sei im Ursprung, in der rassischen Verwurzeltheit des Schaffenden. Wir sollen uns gar nicht so sehr darüber sorgen, ob etwa Hölderlin und Goethe mit den philosophischen Gedichten für das Volk Bedeutung haben. Hölderlin und Goethe, Kant und wer es sei, sie kommen alle ins Volk, auch bis zu den Kindern. . . dann schon, wenn ein Lehrer, tief beglückt der Hölderlinschen Verse, ihn ausstrahlt, ihn ausstrahlen muß, weil er in sein Wesen eingeschlossen ward. Der ungeheure Wertbesitz des Hölderlinschen, Goetheschen Wesens wird umgesetzt und wieder umgesetzt und gelangt (den Verkündern unbewußt) in kleinen Münzen bis in alle Schichten. Die Welt ist gut in Ordnung, und je mehr Menschen im organischen Sinn des Volkstums wurzelecht und wahr sind, je mehr sie Menschen sind, um so mehr lebt auch die wurzelechte Dichtung allenthalben.

Es sei also nun zunächst einmal gesagt, daß die Frage Schule und Dichtung erst einmal die Frage des lebendigen Volkstums ist. Ist das Volk gesund, dann kann es schon gar nicht anders sein, als daß die Dichtung sichtbarlich in seinem Leben steht. Und also auch in seiner Schule. Volkstümmlich wird die Dichtung erst durch das Volk, indem das Volk sich seiner selbst bewußt wird und sein eigenes tiefstes Wesen in seiner Dichtung wiederkennt.

Die Frage bezüglich der Dichtung und der Schule ist vorzüglich eine Frage an das Elternhaus und an den Lehrer. An den Lehrer vor allem. Und an den Lehrer ist die Frage sehr, sehr ernst gestellt.

Es ist doch so, daß wir heute sehr viel volkverbundene Dichtung haben. Ich habe da neben mir liegen die „Rufe in das Reich — Heldische Dichtung von Langemarck bis zur Gegenwart“ und das „Jahrbuch junger Dichtung“, von der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums herausgegeben und die kleinen Heftchen im Langen/Müller-Verlag: „Sturm und Sammlung“ heißt die neue Gedichtreihe, in der Gerhard Schumann seine Verse „Fahne und Stern“ und Gerbert Böhme „Des Blutes Gesänge“ nennt ... also es regt sich allenthalben und offenbart sich in neuen Klängen, und es regt sich nicht minder so, daß man endlich beginnt, auch die alten zu verstehen, an denen man vorüberging ... und wie die Volksseele sich in der Dichtung beweist, so beweist sie sich nicht minder in der neuen Jugend, nicht minder oder mehr noch — und da ist nun beides da: die im Volkstum und also

auch im Menschentum und ewigen Sein erregte Seele der Kinder und der deutschen Jugend und die deutsche Dichtung, alt, unendlich alt und deutsch und neu und jung und frisch und mutig fliegend . . . und dann bringe man beides zueinander, so es nicht von selber zueinander kommt, damit sich das eine in dem andern erfüllt. Wie man das tun soll, dies Zusammenbringen?

Eins ist gewiß, daß ich meinen Kindern hier in der Zeide, meinen Volksschulkindern unserer niederrheinischen Heimatabene nicht Gertrud von le Forts „Hymnen an Deutschland“ und auch nicht Ludwig Bartels Gedichte „Vom inneren Vaterland“ vorlese. Wer aber das erstgenannte Buch kennt: „Rufe in das Reich“, der wird mir zugestehen, daß es eine große Zahl von Dichtungen enthält, die einfach den aufnahmefreudigen Kindern vorzulesen sind . . . und der Pädagoge hat seine Schuldigkeit getan. Aber wäre es damit gut, irgendwelchen Forderungen zu genügen, die der Lehrplan oder Stundenplan an uns stellen? Es ist so leicht (so viel leichter als irgendwelche Förderung), mit Gedichten der Zeit die Freude der Kinder wieder zu zerschlagen. Und je besser die Gedichte sind, je mehr die Gedichte dem inneren lebendigen Aufgewecktein des Kindes entsprechen, um so mehr ist begreiflicherweise mit ihnen zu zerstören und zu verfeinern . . . In dieser Hinsicht bitte ich, alles Unterrichten gefälligst unterlassen zu wollen. Aber das Buch, irgend „sein“ Buch — gleich, ob es alt ist oder neu, ob es Dichtungen von gestern oder zehn oder hundert und mehr Jahren enthält —, dies eine, dies „sein“ Buch sollte jeder Lehrer kennen, es sollte jeder Lehrer so „sein“ Buch haben, in dem er Bescheid weiß, denn es wird doch sein, daß irgendeine Stunde sich hebt und hebt, und daß sich der Kinder Herzen mit erheben und daß eine Weihestunde wird inmitten der Gemeinschaft, um die die Wände ringsumher zerfließen, wie immer, wenn das Ewige angerührt und angerufen wird, in der wir alle uns alsdann im unbegrenzten Raum des Ewigvaterländischen fühlen . . . und dann, eben dann hat der Lehrer dies „sein“ Buch zur Hand, in dem er sich auskennt und schlägt auf und liest . . . vielleicht ein Gedicht, vielleicht ein Prosastück, ganz gleich . . . und eben da wäre das Werk der Kunst, das Dichtwerk gleich am rechten Ort!

So wünsche ich das Gedicht lebendig in der Schule. Man kommt hernach in einer anderen Stunde noch einmal darauf zurück. „Hat es euch gefallen? Hier steht's drin, wir können es abschreiben und können es auch lernen . . .“ Und vielleicht steht noch ein anderes ähnliches daneben, oder vielleicht steht solches oder auch dieses Gedicht im Lesebuch oder dem Leseheft, das die Kinder in ihren Händen haben . . . Es ist doch das Natürliche, daß so gewissermaßen zufällig und gelegentlich die Dichtung Gestalt im Leben des Menschen und also auch des Kindes gewinnt. Und wenn schließlich kleine Schwierigkeiten ungelöst bleiben, so lassen sie sich hernach in den sich ergebenden Besprechungen beseitigen. Dichtungen, in denen große Schwierigkeiten vorliegen, bringt man ohnehin den Kindern nicht nah. Es kommt allerdings nicht auf einige und überhaupt nicht auf einzelne Begriffe an, die vielleicht nicht verstanden werden, es kommt an auf die irrationale Sphäre des Gedichtes wie des kindlichen Wesens.

Wenn sie einander entsprechen, dann wird jede äußere Schwierigkeit im Strom des Erlebens hinweggespült. Nun aber ist die Frage, ob es dabei bleiben, ob diese Form des Gedichterlebens die einzige sein soll, die in der Schule in Frage kommt. Und es ist zu antworten, daß es so viele Formen des Gedichterlebens gibt wie es Gelegenheiten gibt. Indem der Lehrer die Gemeinschaft seiner Klasse in sich trägt, wird sich ihm in seinem schwebenden pädagogischen Interesse vieles bieten, was ihn vor die Frage stellt, ob dies und jenes Bedeutung für die Kinder hat. Ganz gewiß soll der Unterricht in dem psychologischen Kriterium „vom Kinde“ ausgehen, aber der Lehrer ist nicht weniger Faktor der Gemeinschaft als das Kind, und zudem ist der Lehrer Lenker und Führer und sich der Aufgabe bewußt, das Bewegtsein und Erregtsein seiner Kinder im Vaterländischen sammelnd zu klären in die Bewußtheit einer Verantwortung der Tat. Diese Dichtung, so weiß der Lehrer, würde meinen Kindern etwas bedeuten. Selbst auf die Gefahr hin, daß Un gelöstes bleibt, möchte ich sie den Kindern, auch im Hinblick darauf, daß manches dieser Verse erst später tiefer ins Erleben fallen wird, darbieten. Es mag dann sein, daß auch die äußere Geschehnissphäre den Kindern fremd ist und also einiges vorbereitet werden muß. Es ist ratsam, diese Vorbereitungen so zu machen, daß die Kinder von dem Zusammenhang mit dem Gedichte gar nichts wissen und erfahren. Ich denke gerade an ein sehr schwieriges Gedicht: „Gethsemaneh“ von Annette von Droste-Hülshoff. Man kann sich mit den Kindern darüber unterhalten, ob Lüfte seufzen können. Lüfte können jauchzen, können klagen . . . eine Sonne kann blühen, eine Sonne kann als weiße Leiche im Meer schwimmen . . . man kann alle diese Dinge (schließlich auch einmal für eine Aufsatzgestaltung) in einer sehr interessanten Besprechung erledigen und mag in einer anderen Stunde ohne Hinweis auf das Gedicht auf die zum Ausdruck gebrachte Idee zu reden kommen . . . und schließlich kommt denn auch einmal das Gedicht. Das Gedicht nur für sich ohne irgendwelchen besonderen Zusammenhang.

Es ist „Vorbereitung“ genug, wenn man sagt, daß man ein Gedicht lesen will. Es braucht natürlich nicht die Stunde von 10 bis 11 zu sein, etwa zwischen Rechnen und Erdkunde . . . es mag eine Stunde sein, die die Natur draußen vielleicht vorbereitet hat oder irgendein anderes, das ins Leben des Kindes eingegangen ist. Es gibt nun einmal Stunden geistiger Empfänglichkeit und andere, und der Lehrer muß diese Empfänglichkeit empfinden.

Ästhetische Mittel gibt es nicht. Dem Dichter hinter seine Schliche kommen zu wollen, ist ein Unsinn, denn der wahre Dichter hat keine „Schliche“. Die Bild- und Klangschönheit einer Dichtung, sei sie Prosa oder Vers, braucht nicht gewußt und nicht einmal bewußt zu werden, wenn sie nur gefühlt ist, und man glaube ja nicht, daß das Gewußte immer ein Bewußtes ist. Ob man von der Schönheit der Gedichte reden soll? Warum nicht, wenn man meint, daß eine Bereitschaft für diese Dinge da ist! Ist sie nicht da, dann hat das Reden ja zumeist auch keinen Sinn. Aber es ist ein anderes noch, über das zu reden ist, nämlich darüber, daß man den Kindern die Dichtung von der Phonetik aus nahebringen kann, und das steht durch-

aus im Organisch-Gesetzlichen des Kunstwerkes selbst. Wie es klingt, wie es singt, wie Klangbild und Wortbild und Sinn und Sagen eins geworden sind ... wer es vermag, Dichtung von hier aus lebendig zu machen, der soll es nicht veräumen.

Es wäre noch das eine oder andere anzuführen ... etwa, daß wir Gedichtstunden machen und dazwischen singen, morgens in der winterlichen Spätdämmerung wie an lichten hellen Sommertagen draußen unter unsern alten Kiefern ... daß ich zuzeiten auch schon einmal ganz unvermittelt ein Gedicht nach dem andern lese ... daß bei dieser Art, das Gedicht in der Schule in der verschiedensten Weise ausblühen zu lassen, eine ganze Anzahl von Gedichten wie von selber gekommt sind, daß ich aber auch schon einmal, wenn ich sehe, daß so ein Kerl aus bloßer Bequemlichkeit nicht dazu kommt, die Anzahl Zeilen zu lernen, verlange, daß er sie „bis morgen kann“. Aber ich weiß, daß ich das Gedicht in diesem Falle alsdann opfern muß ... einem andern unumgänglichen Prinzip. Wir leben nun einmal in dieser Welt, und in dieser Welt ist manches unvollkommen und manches Unvollkommene sogar das Richtige.

Soll ich noch von heldischer Dichtung sprechen? Die Jugend ist für sie allezeit bereit! Soll ich noch beweisen, daß Kinder (entgegen der Meinung vieler, die offenbar nicht immer gut oder an schon etwas sehr beeinflussten Kindern beobachten) Lyrik lieben und nicht etwa die Mädchen nur, sondern auch die Knaben ...! Von Gedichtzyklen: Mutter, Frühling, Wald, Zeldenchrung, Totentag ... an denen wir uns gemeinsam freuen? — Wenn ich zu Anfang von der größeren Be-

reitschaft der Kinder von heute sprach, so meine ich damit nicht, daß nun diese Bewegtheit und Erregtheit bewußt immer wieder mit ausdrücklicher Benennung für das vaterländische Prinzip ausgenutzt werden soll, im Gegenteil: mit der Erregtheit und Bewegtheit der Kinder wollen wir selber erregt und bewegt sein, und was wir ihnen alsdann nahebringen, sei es ein Frühlingsgedicht wunderbar lieblicher Einfalt, sei es ein Lied oder dichterisches Bild der Weihnacht, sei es ein Kampfgedicht von Langemarck oder „Gethsemane“ von Droste-Zülshoff oder was es denn sei: alles, was wir miteinander leben, wird alsdann vaterländische Kraft. Ob es Wissen wird oder nicht: ist das neue Wissen wahr und tief und echt, so wird es alsdann auch vaterländische Kraft. Und ebenso meine ich von der Dichtung in der Schule, daß sie als lebendiges Volksleben im lebendigen Volksleben „Schule“ — leben soll. Soviel man noch im einzelnen besprechen könnte, so wüßte ich im Grundsätzlichen nichts anderes zu sagen. Die Dichtung soll leben in der Schule, in der Hinsicht, wie man sie dem Kinde nahebringt und in der Hinsicht, wie sie in der Schule gebraucht wird. Wir lesen zuviel Dichtung, statt sie zu sprechen, und wir sprechen zuviel Dichtung, die wir singen sollten. Dichtung ist Klang, ist immer neu das Wunderwerk der Sprache, ist in Klang und Rhythmus Offenbarung tiefsten Wesens unseres Volksseins. Daß wir das predigen in der Schule, hat keinerlei Sinn, aber daß die deutsche Dichtung in der Schule Klang und Wunder wird, das hat Sinn, den Sinn nämlich, der ihr von Gott gegeben ist.

Otto Speer **Völkische Wertordnung und Erziehung.**

Won den maßgebenden Stellen ist immer wieder betont worden, daß auf die politische Umwälzung, die die politische, wirtschaftliche und rassistisch-erbgesundheitsliche Zukunft unseres Volkes sichert, notwendig die weltanschauliche Umwälzung folgen müsse und folgen werde, und daß erst dann die neue Ordnung der Dinge dauernd gesichert sei, wenn durch diese Umwälzungen ein neuer Mensch geschaffen worden sei. „Der neue Staat wird dann ein Phantasteprodukt sein, wenn er nicht einen neuen Menschen schafft.“ (Adolf Hitler in seiner Reichshaller Rede, 1933.) Das Wesentliche dieses neuen Menschen wird sein, daß er eine neue Wertordnung als für sich und die Gemeinschaft verpflichtend anerkennt. Diese neue Wertordnung wird wie alle Lebens- und Kulturfunktionen unserm Rassecharakter entspringen und damit unserer Herkunft und unserer Zukunft entsprechen müssen. Die neue, rassistisch bestimmte Wertordnung wird also im Grunde uralt sein, da sie ja als der Ausdruck unseres tiefsten Seins und unserer eigenen Vergangenheit in unserer Rasse wurzelt, sie wird zugleich

neu und jung sein, da wir sie jeden Augenblick als artgemäß zutiefst in unserm Sein erleben und in unserm Leben verwirklichen müssen. So offenbart sich in der völkischen Wertordnung wie in jeder Lebenswirklichkeit der polare Spannungszustand zwischen Gewordenem und werdendem, der sich in der völkischen Bewegung als Ehrfurcht vor der wertvollen Vergangenheit und als revolutionärer Willen zur Zukunft äußert. Hier liegt einer der Gründe für unsere Beschäftigung mit unserer Vergangenheit. Es handelt sich bei dieser Erforschung unserer Geschichte weder um die unlebendige Rückbesinnung auf Gewesenes, um die Rückkehr zu versunkenen Kulte und Kulturen, um die Wiederbelebung irgendeines versunkenen Glaubens, noch um die Anhäufung von Kenntnissen. Es handelt sich vielmehr um die Erkenntnis dessen, was wir immer waren und nach langer Überfremdung wieder sein müssen; und aus dieser Rückbesinnung auf unser eigentliches Wesen sollen uns anlagegemäße, wachstumsteigernde und willensspannende Kräfte für die Gestaltung unserer Zukunft zuwachsen. Welche

Antwort gibt nun unsere Geschichte auf die Frage nach der uns artgemäßen Wertordnung, und welches ist der Höchstwert, dem unbedingte Geltung zukommt und um den die andern Werte sich ordnen?

Die Wertordnung des Germanen war wie sein Weltbild rassistisch bestimmt. Da nun die Germanen im wesentlichen aus den zwei verwandten Rassen der fälischen Großgräberleute und der nordischen Streitartleute entstanden, so müßten wir ursprünglich eigentlich zwei Wertordnungen gehabt haben. Das ist auch tatsächlich der Fall. Der fälische Bauer war schon früh sesshaft geworden und saß auf unregelmäßig zerstreuten Siedlungen mit großen Zwischenräumen. Aus der an den Boden der Heimat gebundenen bäuerlichen Familie erwuchs die Sippe, aus dieser organisch der Stamm. Aber nur in Notzeiten wurde der Gedanke der Volksgemeinschaft lebendig, in friedlichen Zeiten fühlte man sich nur der zur Sippe erweiterten Familie verbunden. So entstand in den Kreisen der erd- und sippengebundenen fälischen Bauern neben einem starken bäuerlichen Unabhängigkeitsgefühl, das der Entstehung eines staatlichen Verbandes hinderlich war, die große Lebensgemeinschaftsidee der Sippe. Die Sippe umfaßte die Lebenden und die Toten, ihr fühlte man sich verantwortlich, ihre Reinheit und Ehre galt es zu wahren. Die Sitte gründete sich weitgehend auf diesen Verpflichtungen gegenüber der Sippe. Hier liegen die Wurzeln der eigenartigen Auffassungen von Treue und Ehre, hier im Zusammenhang damit auch die Gründe für die Blutrache. Die Kraft der Sippen-gemeinschaft erfüllte den Sippenältesten, ferner die Frau, die sich vorwiegend in dem mit Sippenkraft erfüllten Haus aufhielt, aber auch einzelne Gegenstände, z. B. die Hochsitzpfeiler¹. Die Frau verdankte ihre Gabe der Vorausschau künftiger Ereignisse dieser Tatsache, ebenso ihre angesehenere und unantastbare Stellung. Solange der fälische Bauer seine eigene Ehre und die Ehre und Reinheit seiner Sippe wahrte, befand er sich in Einklang mit sich selbst und seiner Umwelt, sein Verhalten war schön und gut, verwandt dem Lebensgefühl der Kalofagathie des rasseverwandten Griechen.

Die nordischen Schnurkeramiker (Streitartleute) waren noch lange Hirtenkrieger, als die fälischen Großgräberleute schon als Bauern siedelten. Ihre Wanderungen mit ihren Herden und die Kämpfe um die Weideplätze erforderten den Zusammenschluß zu kriegerischen Zweckverbänden unter einheitlicher Führung. Hier war also Platz für Führertum, die große, erfolgreiche Führerpersönlichkeit, und so entstand hier bei den nordischen Streitartleuten die große Lebensgemeinschaftsidee der Gefolgschaft. Gegenseitige Treue zwischen Führer und Gefolgschaft, unbedingtes Eintreten für die eigene Ehre und die Ehre der Gefolgschaft sind die Höchstwerte in der Gefolgschaft, die dem Gefolgsmann mehr bedeutet als die Sippe.

Als die mittlerweile sesshaft gewordenen nordischen Streitartleute mit den schon länger sesshaften fälischen Bauern gegen das Ende der Steinzeit sich zum Volke

¹ Solche mit Sippenkraft geladenen Hochsitzpfeiler wirft Thorolf Mosstrarskegg bei seiner Islandsfahrt in der Nähe der Küste ins Meer und siedelt dort, wo sie wegweisend ans Land treiben.

der Germanen vereinigten, erfolgte auch die Verschmelzung der beiden Wertordnungen, offenbar nach Kämpfen, von denen noch die Edda berichtet (Kampf der bäuerlich-fälischen Vanen mit den kriegerisch-nordischen Asen in der Voluspa). Sippe und Gefolgschaft, ursprünglich zwei rassistisch bestimmte Wertordnungen, wurden nach der Verschmelzung zwei Seiten des germanischen Lebens, an denen nun jeder Germane Anteil hatte, da ja der Germane Bauer und Krieger war. Wenn die uns erhaltenen Berichte meist nur vom germanischen Krieger und von den kriegerischen Taten des Gefolgsmannes berichten, so ist der Grund der, daß das bäuerliche Leben in der Sippe wenig Berichtenswertes bot. Selbst die isländischen Sagas, die vorwiegend von dem Leben des germanischen Bauern erzählen, sind erfüllt von Berichten über Kampf und Streit, während das eiförmige Alltagsleben des Bauern nur gelegentlich gestreift wird. Um so lieber berichten die Erzähler und Dichter die Heldentaten der Führer und ihrer Gefolgschaften. Tatsächlich aber war der Germane ursprünglich grundsätzlich Bauer, das Kriegerum war Durchgangsstadium des jungen Mannes und bildete nur eine, wenn auch lebenswichtige Seite des bäuerlichen Daseins. Selbst in den Wanderzeiten, wo Kämpfe und damit Führertum und Gefolgschaft in den Vordergrund traten, war Landnahme das Ziel, das Bauerntum also die Grundhaltung. Nicht nur lagen zwischen den Wanderungen lange Zwischenzeiten mit bäuerlicher Tätigkeit, sondern sofort nach der Landnahme verwandelte sich der Krieger wieder in den Bauern. So blieb auch nach der Verschmelzung zunächst die Idee der Sippe die beherrschende Gemeinschaftsidee, und Sippe und Sitte standen auch bei den Germanen in engstem Zusammenhang. „Sippenverbundenheit und ein stark ausgeprägtes Verantwortlichkeitsgefühl des Menschen für sein Tun sind die beiden hervorragenden Züge der germanischen Kultur.“ Wahrung der persönlichen Ehre und der Ehre und Reinheit der Sippe waren auch jetzt noch die Höchstwerte; die einflussreiche Stellung der Frau beruhte nach wie vor auf ihrer Stellung in der Sippe: „Sie trägt stets die Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit heiliger Kraft in sich.“ Erst spät und begünstigt durch die Wanderungen entwickelte sich ein besonderer Kriegerstand, wohl zuerst dort, wo die nordische Rasse mit ihrer Überlieferung von Führertum und Gefolgschaft überwog. Diese Wanderzeiten mit ihrer Loslösung von der Heimat und den Sippenheiligtümern, mit ihrer Auflösung der Sippeneinheit in den kriegerischen Wechselfällen begünstigten den Sippen- und damit den Sittenzerfall. Die Lebensauffassung des von der Heimat und der Sippe gelösten Kriegerstandes spiegelt sich vielfach in der Edda, so z. B. im Harbardslid, wo der weltläufige, boshafte Kriegermann und Weiberheld Harbard (Odin) dem treuherzigen Bauern- und Sippen-gott Thor gegenübertritt und sich seiner wenig rühmlichen Taten rühmt. Das Christentum endlich zerstörte die erschütterte Sippe völlig, es zog durch die Taufe einen Trennungstrich mitten durch die Sippe und überantwortete die ungetauft gestor-

² Grönbeck, Die Germanen, Lehrbuch der Religionsgeschichte, 4. A., S. 555.

³ Grönbeck, ebenda, S. 569.

benen Sippenmitglieder der Hölle. Dieser Sippenzerfall ist eine der Hauptursachen jenes Bildes „erschreckender Verwilderung (bei den christlichen Franken), das scharf absticht nicht nur von dem Gemälde des Tacitus, sondern auch vom altnordischen Leben“⁴. Auch im Norden beobachteten wir nach der Christianisierung den gleichen Sittenzerfall aus den gleichen Ursachen, so in der Sturlungensaga, deren Herausgeber Walter Baetke⁵ schreibt: „Zwar hatte das Christentum eine innere Wandlung in der Denk- und Gefühlswelt der Menschen nicht hervorrufen können, aber es hatte die alte Moral zerrüttet und so eine sittliche Depression geschaffen, die sich zerstörend auswirken mußte. Wir finden diesen kulturellen und sittlichen Niedergang im Gefolge des Christentums bei fast allen germanischen Völkern, nur in verschiedenen Formen und zu verschiedenen Zeiten.“ Am schlimmsten wirkte dieser durch den Sippenzerfall bedingte Sittenzerfall sich gegen die Frau aus: bei den heidnischen Germanen hochgeachtet und unantastbar („Haupttatsache: in all den hundert Feldzügen läßt man die Weiber bei Ehre und Leben“)⁶, wurde sie jetzt in die Kämpfe einbezogen, ihre Stellung völlig entwertet.

Aber auch nach der Zerstörung der Gemeinschaftsidee der Sippe wirkten ihre sittlichen Anschauungen, wenn auch in abgeschwächter Form, noch länger weiter. Das mittelalterliche deutsche Recht übernahm in gewissem Umfang die erbgewandlich und rassistisch förderlichen, sippenrechtlichen Anschauungen des frühen Germanentums und gliederte sie in die Ehe-, Zunft- und Wirtschaftsrechtgebung ein, so daß die halb unbewußten Vorstellungen von der Pflicht zur Reinhaltung der Rasse noch lange lebendig bleiben, bis sie schließlich aufgelöst wurden⁷.

Während so die Sippe als religiös-sittliche Macht verschwand, erfuhr die andere germanische Gemeinschaftsidee, die Gefolgschaft, durch die Wanderungen eine Stärkung. Schlossen sich doch in diesen Wanderungen vielfach mehrere Stämme zu einem kriegerischen Zweckverband unter straffer Führung zusammen, wobei ganz natürlich das Verhältnis von Führer und Gefolgschaft in den Vordergrund trat. Aus diesem gelegentlichen Führer wurde oft der dauernde Führer, der Fürst, und an den germanischen Fürstenhöfen wurde das alte, nordische Ideal der Gefolgschaft besonders gepflegt. Die altgermanischen Mannestugenden und die heldische Gesinnungen der Ehre, Tapferkeit und Treue beherrschten noch lange nach der Christianisierung das Weltbild und die Vorstellungen; im Beowulf, im Nibelungenlied, in der Edda und in den Sagas wurden sie noch gepriesen, als die Kirche schon lange ganz andere Wertordnungen verkündete. Als dann in den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst das

Kaisertum unterlag, unterlag dabei auch die von ihm vertretene heldische Wertordnung. Die Vermönchung der Werte zeigte sich darin, daß jetzt statt des aktiven Heldentums des kämpferischen Kriegers das passive Heldentum des duldenden Märtyrers gefeiert wurde, daß statt Ehre und Tapferkeit nun Liebe und Demut als Höchswerte gepriesen wurden. Walthar von der Vogelweide war der erste „Protestant“ gegen diese weltanschauliche Überfremdung; indem er in einer Zeit, der sehr bange war um ihr persönliches Seelenheil, die stolzen Worte sprach: „Mir ist um meine Seele nicht bang, halt' ich zu Kaiser und zu Reich,“ bekannte er sich zu dem alten, kämpferischen Heldenideal der Gefolgschaftstreue. Damit wird Walthar von der Vogelweide für uns zum Höhepunkt der mittelalterlichen Dichtung.

Es war eine bahnbrechende Tat Alfred Rosenbergs, daß er nachwies, daß auch in Meister Eckhart unter dem Mönchsgewand das germanische Heldenideal weiterlebte, so daß er auf religiösem Gebiet bei aller Abhängigkeit von den Werten und den Formeln seiner Zeit die Freiheit und die Ehre der nur in Gott gebundenen Seele wiederfand. Freiheit und Ehre wurden nun die Pole, um die fortan immer wieder das Denken und Handeln deutschführender Denker, Künstler und Staatsmänner freisten, bis unsere Zeit sie zum glühenden Mittelpunkt des Reiches erhob, nachdem sie eine tiefgehende, innere Wandlung durchgemacht hatten. Der individualistische, lebensfeindliche Freiheitsbegriff des „frei — wovon?“, der durch die Zerstörung aller Bindungen in der Auflösung der Lebensordnungen geendigt hatte, mußte dem lebensgerechten Freiheitsbegriff des „frei — wozu?“ weichen, der an Stelle der alten, überlebten Bindungen neue, lebensgesetzliche Bindungen setzte. Es ist bezeichnend, daß hier, wie aus mythischem Rückerrinnern und Neuerleben, die Idee der Gefolgschaft und damit der Treue, die den Führer mit der Gefolgschaft verbindet, wieder auftaucht: an die Stelle des zuchtlosen Individuums tritt das zuchtvolle Gemeinschaftsglied, der gemeinschaftsbewußte Mensch voll Dienstwilligkeit, Ein- und Unterordnungsbereitschaft. So wie einst der sippengebundene Mensch in der Wahrung seiner persönlichen Ehre und der Sippen Ehre sich seinem Sippenverband gegenüber verantwortlich fühlte, so weiß heute der gemeinschaftsbewußte Mensch sich seiner Volksgemeinschaft verantwortlich: es gibt für ihn keine schrankenlose Freiheit, sondern nur die Freiheit unter dem Gesetz der Volksgemeinschaft. Die Volksgemeinschaft ist der natürliche Lebensboden der Einzelpersonlichkeit, das ist eine biologische Tatsache, die niemand ungestraft außer acht lassen darf. Ist doch der Mensch das Lebewesen, das am längsten und am stärksten auf die Hilfe der Lebensgemeinschaft angewiesen und von ihr abhängig ist. Das Dasein des Menschen erhält erst durch die lebensgerechte Einreihung in seine natürlichen Daseinsbedingungen, die Volksgemeinschaft, an die er sich gebunden fühlt und der er sich verantwortlich weiß, einen Halt und einen Sinn. Verpflichtungen, die von der Volksgemeinschaft als der natürlichen Lebensform der Einzelpersonlichkeit auferlegt werden, sind daher keine Fremdgebote, die die persönliche Freiheit einengen oder aufheben, sondern diese persönliche

⁴ Neckel, Altgermanische Kultur, 2. A., S. 11.

⁵ Thule, Band 24, S. 8 f.

⁶ Geusler, Germanentum, 1934, S. 20.

⁷ Siehe das Kapitel: Die Auflösung der germanischen Rassenpflege durch das mittelalterliche Christentum in Hans F. K. Günther: Herkunft und Rassen Geschichte der Germanen, 1935, S. 162 ff.

Siehe auch: Friederichs, Von der Berufsahnentafel zur Erkenntnis der Volksgemeinschaft, „Badische Schule“, Folge 4, 1936.

freiheit erfährt durch diese natürlichen Pflichten innerhalb der Volksgemeinschaft ihre natürlichen, lebensgesetzlichen Grenzen, die es zu erkennen und zu achten gilt wie andere biologische Abhängigkeiten auch. So wie sich uns Sippe und Stamm erweitert haben zu dem umfassenden, völkisch-rassisch begründeten Wert der Nation, wobei Nation nicht mehr wie im 19. Jahrhundert „ein Wert unter andern“, sondern „ein alles umfassender Mythos“ ist⁸, so hat auch die Ehre, der Höchstwert der völkischen Wertordnung, nach mancherlei Wandlungen in dem Höchstwert der Nationalehre sich gefestigt. „Die Idee der Ehre, der Nationalehre, wird für uns Anfang und Ende unseres ganzen Denkens und Handelns. Sie verträgt kein gleichwertiges Kraftzentrum, gleich welcher Art, neben sich, weder die christliche Liebe, noch die freimaurerische Humanität, noch die römische Philosophie.“ Die christliche Liebesidee, ebenso die Humanitätslehre, die nur eine neue Form der Liebesidee ist⁹, zersetzen den echten Begriff der rassisch-völkisch gebundenen, ihrer Volksgemeinschaft verpflichteten Persönlichkeit, indem sie über den Bruder, den Nächsten, unmittelbar zur Menschheit, zur allgemeinen Menschenliebe, fortschreiten und so den Menschen aus seinem natürlichen Lebensboden, der Volksgemeinschaft, herauslösen, heraus erlösen. Dieser auflösenden und entgrenzenden Liebes- und Humanitätsidee stellt Rosenbergs die bindende und begrenzende Idee der Nationalehre als Höchstwert entgegen. Da meine persönliche Ehre und die Ehre meines Volkes nicht voneinander zu trennen sind, da meine ganze Wirklichkeit an die Wirklichkeit meines Volkes und an seine ehrenvolle Behauptung in der Welt gebunden ist, so bedeutet die bejahende Anerkennung dieser lebensgesetzlichen Bindung ebenso wenig wie die selbstbejahende Begrenzung der persönlichen Freiheit äußeren Zwang. Im Gegenteil, die Anerkennung der Nationalehre als Höchstwert verbürgt nicht nur die einzig mögliche, weil lebensgerechte, Freiheit: die Freiheit unter dem selbstbejahten Gesetz, sie zeigt auch, daß die Einzelpersönlichkeit im Kerne ihres Wesens mit dem tiefsten Wesen des Ganzen identisch ist: in der Idee der Ehre!

Damit ist die germanische Ordnung der Werte, die solange unter der Überlagerung durch artfremde Werte verschüttet war, wiederhergestellt. Die Seelengemeinschaft der Sippe hat sich erweitert zu dem alles umfassenden Mythos der rassisch-völkisch bestimmten Nation, die Idee der Gefolgschaft erfaßt in der Treue zum Führer die ganze Volksgemeinschaft. Beide Lebensgemeinschaftsideen aber erkennen als Höchstwert die Wahrung der Nationalehre. Der sittliche Wert, aus dem die Ehre sich herleitet, ist, wie schon (oder: noch!) der Sachsenspiegel feststellt, die Treue. Mit dieser Erneuerung der alten völkischen Wert-

⁸ Rosenbergs, Mythos des 20. Jahrhunderts, S. 575.

⁹ Rosenbergs, Mythos des 20. Jahrhunderts, S. 514.

¹⁰ Ebenda, S. 200.

ordnung aus der Rückbesinnung auf unsere wahres Wesen ist auch der Weg der Erziehung im völkischen Staat vorgezeichnet: „Über die künftige Erziehung muß eine verpflichtende und maßgebende Wertordnung herrschen, die dem Charakter des Volkstums, seinem Seelentum, seiner führenden Klasse und seinen Aufgaben entspricht, damit das Volk ein Rückgrat und eine plastische Gestalt erhält, damit der Volkswille im Staat zu einer handlungsfähigen Macht zusammengefaßt werden kann, damit im völkisch-politischen Gemeinwesen eine Einheit der stammlichen, konfessionellen und Klassenmäßigen Gegensätze, also eine Achse der Lebensrichtung und der Haltung ermöglicht werde. Dann erfüllt die Erziehung den Sinn der Geschichte.“ Die „verpflichtende und maßgebende Wertordnung“, von der hier Krieck spricht, ist die völkische Wertordnung, deren Herkunft, Entwicklung und Wesen hier aufgezeigt wurde. — Es ist eine Bestätigung dieser Ausführungen, wenn wir in Kriecks Beschreibung dieser Wertordnung alle die Züge wiederfinden, die hier als besonders bezeichnend hervorgehoben wurden: „Nordische Klasse vollendet sich in einer persönlichen und völkisch typisch gleichartigen Haltung nach dem Wertsystem der nordischen Ehre, der leiblichen und seelischen Wehrhaftigkeit mit allen ihren Eigenschaften, der Treubindung in freiwillig gewählter Führung und Gefolgschaft im Rahmen der schicksalhaft vorgefundnen, rassisch unterbauten Volksgemeinschaft, wozu notwendig die von führenden Geistern des Deutschtums verkündete und entfaltete rassisch-völkische Weltanschauung mit ihrer eigentümlichen Auffassung, Deutung und Sinngebung des persönlichen wie des völkischen Lebens gehört.“

Das Wesen der nationalsozialistischen Erziehung durch Parteigliederungen und Schule besteht also in der Weckung und Ausbildung der anlagemäßig vorhandenen Kräfte durch Wort und Tat und in der Verwirklichung des in uns angelegten rassischen Bildes des deutschen Menschen durch große Vorbilder im Sinne der völkischen Wertordnung. Nur wo dieses Bild lebt und nach Verwirklichung drängt, wo das heldische Vorbild gleichgerichtete Kräfte weckt und der Höchstwert der Nationalehre unbedingte Gefolgschaft findet, kann die Rückbesinnung auf die eigene Wesenheit die anlagemäßig vorhandenen Kräfte wecken und entfalten, nur auf dieser Grundlage ist eine Erziehung möglich, deren Ausgangspunkt und Endziel bestimmt ist durch die völkische Wertordnung. Nur auf diesen Voraussetzungen aber kann ein Geschlecht herangebildet werden, das sich bedingungslos zu dem Worte Schillers bekennt: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“

¹¹ Krieck, Nationalsozialistische Erziehung, 1933, S. 43.

¹² Ebenda, S. 5 (Sperrungen von mir).

Germanische Vorgeschichte und völkisches Geschichtsbild.

Genug gemeistert nun die Weltgeschichte!
Die Sterne, die durch alle Zeiten tagen,
Ihr wolltet sie mit frecher Hand zerschlagen
Und jeder leuchten mit dem eignen Lichte.
(Eichendorff.)

Wir werden seit geraumer Zeit mit Vorgeschichte überfüttert. Berufene und Unberufene beteiligen sich an dem Trommelfeuer, das in Form von Büchern, Aufsätzen, Vorträgen auf unser Volk niedergeht. Das Ergebnis scheint im umgekehrten Verhältnis zu dem gewaltigen Aufwand an Mühe, Papier und Lungenkraft zu stehen. Es soll zwar nicht bestritten werden, daß in weiten Volkskreisen das Bild des germanischen „Barbaren“, d. h. Wilden, zu weichen beginnt, daß unsere Vorfahren als wehrhafte Bauern mit Häusern, Äckern, Vieh, Geräten und Schmucksachen allmählich in das geschichtliche Bewußtsein des Volkes eingehen. Damit ist ein kleiner Teil dessen, was die germanische Vorgeschichte für die völkische Erziehung leisten kann, erfüllt. Einem fruchtbaren Weiterarbeiten in diesem Sinne beginnen sich jedoch wachsende Widerstände in den Weg zu stellen. Man ist heute vielfach weniger empfänglich für Fragen unserer Vorgeschichte, als vor dem Einsetzen der Schriften- und Redeflut. Dies ist nicht allein die Folge weltanschaulicher Gegenwirkung, es zeigt sich darin auch eine deutliche Ermüdungserscheinung. Welche Tages-, Wochen- oder Monatszeitung, welches illustrierte Blatt, Modeblatt, Versicherungsblatt fühlte sich nicht berufen, für das Ansehen unserer Altvorderen eine Lanze zu brechen? Die Aufsätze waren, soweit sie nicht aus ausgesprochen konfessionellen Federn flossen, gut gemeint und auch inhaltlich meist brauchbar. Da sie aber oft genug denselben Stoff brachten, wurden sie schließlich kaum mehr gelesen, sondern verstärkten allein durch ihr stoffliches Erscheinen mit Titel und Bildschmuck das Gefühl des Lesers, daß ihm hier unter allen Umständen eine „Aufklärung“ vermittelt werden solle.

Dazu kamen die öffentlichen und Schulungs-Vorträge, welche oft genug aus den verschiedensten Gründen selbst Begeisterte enttäuschten. Dies rührt z. T. daher, daß angesehene Männer der Wissenschaft, die gute Bücher schreiben, häufig die lebendige Fühlung zu einem nicht wissenschaftlich eingestellten Zuhörerkreis nicht finden, und in falscher Einschätzung ihrer Zuhörerschaft manchmal eine falsche Stoffauswahl treffen. Damit solche Vorträge zu natürlichen Feiern deutscher Menschen werden, muß anschauliches und schönes Gedankengut geboten werden; eine Unterstützung durch Bilder und dem Thema entsprechende nordische Musik sollte dabei selbstverständlich sein. Für die Folgen eines offenbaren Mißgriffs in dieser Hinsicht, und damit für die tatsächliche Lage, hier ein

bezeichnendes Beispiel: Einer der letzten „Nordischen Abende“ einer großstädtischen Gruppe der NS-Kulturgemeinde war gut besucht; der Besuch war allerdings auch Pflicht für eine starke und kulturell bedeutsame Berufsschicht. Der Vortragende, ein namhafter Wissenschaftler, sprach formal schlecht und für den größten Teil der Anwesenden unverständlich. Am folgenden „Nordischen Abend“ sprach vor leeren Stühlen ein Mann, der es vermocht hätte, einer großen Zuhörerschaft bleibende Erlebnisse zu vermitteln.

Wir scheinen auf dem besten Wege, dem Volke die Freude an der Vorgeschichte rauben zu lassen. Es sei hier nicht näher eingegangen auf die Frage, wie dieser Gefahr begegnet werden kann; sie steht im Zusammenhang mit dem Problem der chaotischen Zersplitterung unseres Kulturlebens im veranstaltungs- und druckwütigen Betriebseifer der Großstädte. Es scheint überhaupt fraglich, ob mit dem großstädtischen Veranstaltungspublikum eine aufbauende Arbeit noch geleistet werden kann. Der Aufbau kann sich wohl schon jetzt nur noch innerhalb geschlossener Lebens- und Arbeitsgemeinschaften vollziehen, die das unverbindlich Publikumhafte überwunden haben.

Von diesen allgemeinen erzieherischen Gesichtspunkten aus ergeben sich für die Schule im Bereich der Vorgeschichte Aufgaben, die an Bedeutung weit über das Fach- und Unterrichtsmäßige hinausgehen. Die Schule hat angesichts des Wandels der weltanschaulichen Voraussetzungen grundlegende erzieherische Arbeit im Hinblick auf das Gesamtvolk zu leisten. Ihre zielbewußte Arbeit ist besonders wichtig für die Durchsetzung völkischer Geschichtsbetrachtung, die ja, nach Krieck, nichts anderes ist als die Tiefenausdehnung unserer Weltanschauung. Von der Schule aus nur kann das neue Weltbild wirklich entscheidend ins Volk dringen.

So einfach es scheinen mag, in großen Strichen das völkische Geschichtsbild zu zeichnen —, zu einer Durchdringung des gewaltigen Stoffes nicht nur der Geschichte der Menschheit, sondern fast noch mehr unserer Nationalgeschichte, fehlen immer noch viele Voraussetzungen. Eine den Zwecken der Schule genügende Darstellung ist noch nicht vorhanden. Da die alten Historiker glauben, das alte Geschichtsbild gegen jugendlichen Dilettantismus verteidigen zu müssen, ist der so dringend nötige Neubau von Grund aus einigen wenigen mit Aufgaben überlasteten Männern überlassen. Die Schule muß sich daher zunächst selbst zu helfen wissen. Nationalsozialistisch gesehene Vorgeschichte und Rassenkunde weisen ihr den Weg.

Die Aufgabe besteht für den Geschichtsunterricht zunächst darin, unter notgedrungener Weiterverwendung der alten Lehrbücher den Tatsachenstoff so aufzulockern, daß nicht mehr ein scheinbar eigengesetzliches Tat-

sachengefüge „Geschichte“ (auch „Rad der Geschichte“ genannt) verdunkelnd vor den für unsere Betrachtungsweise wesentlichen Inhalt der Zeiten tritt: Völker und Rassen mit ihren Führern als Geschichtschaffende und erfahrende, um Behauptung und Stärkung ihres eigensten Wesens ringende Wirklichkeiten. Die Vorgeschichte unseres Volkes ist der gegebene Ansatzpunkt für die Verwirklichung der völkischen Schau in der gesamten Geschichtsbetrachtung. Es entspricht dem blutgebundenen, naturhaften Denken des Nationalsozialismus, den innersten Gesetzmäßigkeiten eines Wesens bis zu seinen letzten wahrnehmbaren Erscheinungsformen nachzuforschen. Dieser Denkart, die sich mit der Feststellung vordergründiger Tatsachen (geistige Strömungen, politische, wirtschaftliche, soziale „Dynamik“) nicht zufrieden geben kann, ist die Erkenntnis des Blutes als letzterkennbarer Erscheinungsform der Wirklichkeit „Volk“ zu verdanken. Nicht in der Zusammenstellung von Geschehnissen, sondern in der möglichst einwandfreien Deutung dieser Wirklichkeit besteht die vornehmste Aufgabe einer völkischen Geschichtswissenschaft. Auf unser Volk bezogen lautet daher die an sie gerichtete Frage: Was ist deutsch, wobei unter „deutsch“ nicht eine Gesamtheit von Eigenschaften, sondern ein unaufhörlich wirkendes Lebensprinzip zu verstehen ist. Die Beantwortung dieser Grundfrage geschah darum stets so oberflächlich, weil sie völlig außerhalb des Bereichs wissenschaftlicher Fragestellungen und Forschungsweisen lag. Ist es nun auch durchaus möglich, aus unserer durch Antike und Christentum mitbestimmten Geschichte das wesentlich Deutsche als tiefste treibende Kraft zu erkennen und zu deuten, so erscheint doch an Hand des verwirrend vielseitigen Stoffes eine Verständigung über die eigentlichen Grundwerte und Kräfte, wenigstens heutzutage, ausgeschlossen. So bleibt nichts anderes übrig, als den ganzen unheilvollen Kultur- und Weltanschauungsfilz von Jahrhunderten einmal beiseite zu schieben und zurückzugehen zu einer Zeit, in der diese Grundwerte unserer Bestimmungsrasse noch reiner und gebieterischer in Lebensform und Daseinstil sich ausdrückten. Dabei ist selbstverständlich Voraussetzung, daß unsere Vorzeit nicht dichterisch, sondern wissenschaftlich einwandfrei im völkischen Sinne gedeutet wird. Nun nimmt die Vorgeschichtswissenschaft in einem für das Wissenschaftlichkeitsproblem bedeutsamen Punkte eine vom üblichen Wissenschaftsbetrieb seit langem auffallend verschiedene Stellung ein. Ihre bedeutendsten Vertreter sind weniger als sonst Wissenschaftler mit jener „Objektivität“ behaftet, die mit unterschiedsloser sachlicher Geschäftigkeit dieses oder jenes Fach beackert. Jacob Grimm schon wollte, ohne sich des Geständnisses zu schämen, sein „Vaterland erheben“, weil „seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt werden“! Gustaf Kossinna nannte die Vorgeschichte rücksichtslos „eine hervorragend nationale Wissenschaft“. Solche und womöglich noch gefährlichere Bekenntnisse waren wohl geeignet, eine „Zilsowissenschaft“ in ernster denkenden Kreisen in Verruf zu bringen. Man betrachte die unübertreffliche Sachlichkeit eines in jeder Zeile streng objektiven Wissenschaftlers in folgender Formulierung: „Die früher allzusehr mißachtete prähistorische Ar-

chäologie hat sich in der neuesten Zeit eine achtungsgebietende Stellung errungen, beginnt aber jetzt wieder infolge der unberechtigten Präntensionen einzelner Forscher wesentlich an Ansehen zu verlieren. Für die Richtigkeit des von Kossinna aufgestellten Fundamentalsatzes, daß die von Süden nach Norden eilenden Ausbreitungswellen einer Kultur im allgemeinen nur für Kulturwellen, dagegen die umgekehrt von Norden nach Süden gerichteten Verpflanzungen zusammenhängender Kulturen oder charakteristischer Teile derselben für Ergebnisse von Völkerbewegungen zu halten seien, ist bisher noch kein Beweis erbracht worden.“¹ Noch vor wenigen Jahren beklagt sich Carl Schuchardt im Vorwort zu seiner „Vorgeschichte von Deutschland“ (1928) über die „chauvinistischen“ Titel von Darstellungen der germanischen Vorgeschichte... Nun, die Zeit hat gewissen „unberechtigten Präntensionen einzelner Forscher“ recht gegeben. Sehen wir ab von den gewiß oft phantastischen Übertreibungen einiger Dilettanten (die dem Ansehen der Vorgeschichtswissenschaft in den Augen von Wissenschaftlern nicht schaden dürften), so haben wir es gerade einigen weniger für ihr Fach, als für die Sache ihres Volkes begeisterten Männern zu verdanken, daß in der Vorgeschichte der lebendige Geist nicht vom Stoff erdrückt werden konnte. Sie machten sie allen Anfeindungen zum Trotz zu einer wirklich hervorragend nationalen Wissenschaft, die zusammen mit der nicht weniger „chauvinistischen“ nordisch gerichteten Rassenforschung den gegebenen Ansatzpunkt bietet für die Aufrollung der angeblich voraussetzungslosen Front überkommener Geschichtsschau in Lehre und Forschung. Die von Arie² für „die nordische Heldenwelt bei all ihrer wilden Fierigkeit“ erkannte „Einheitlichkeit in Wesen und Schicksalslinie“ beherrscht in Wahrheit, wenn auch in verschiedenen Formen zutage tretend, den gesamten nordischen Lebensraum und ist die Grundlage aller künftigen völkischen Geschichtsbetrachtung. Diese Einheitlichkeit beruht auf dem in seinen bewegenden Gesetzen nach geschichtlichen Erfahrungen unwandelbaren, diesen Raum beherrschenden Rassefern. Mag sie früheren Geschichtsschreibern als selbstverständlich und deshalb nicht besonders erwähnenswert erschienen sein, eine späte vom Stoff erdrückte Geschichtsschreibung stellte sich auf den kurz-sichtigen Standpunkt, die geschichtlichen Erscheinungen seien nur aus dem Weltbild und den Bedingungen der jeweiligen Zeit zu behandeln, „als gebe es neben vorübergehenden Zeitumständen nicht auch unveränderliche Wesensgesetze, die zwar unter verschiedenen Formen miteinander ringen, in ihrer Wirkungsrichtung sich jedoch gleich bleiben“³. Wir kennen zur Genüge die Einwände, die von ihren Stoff zweifellos vollendet beherrschenden Wissenschaftlern alter Schule gegen diese Betrachtungsweise erhoben werden und erkennen daran vor allem, wie unmöglich eine angeblich objektive, von der Ganzheit des völkischen Lebens gelöste Geschichtswissenschaft ist. Wer immer nur wie gebannt auf den Tatsachenbestand starrt, den er als gefährdetes Kulturgut glaubt gegen dilettantischen Über-

¹ Ludwig Schmidt, Allgemeine Geschichte der germanischen Völker, München 1909, S. 151/156.

² Ernst Arieck, Menschenformung, S. 154/155.

³ Rosenbergs, Mythos, S. 107.

schwung und anmaßende Unwissenheit verteidigen zu müssen, der merkt gar nicht, daß er sitzen bleibt, während das Leben weiter geht. Wer immer nur seine nachweisbar richtige Ansicht verkündet, ohne einmal ernsthaft nach den Gründen der unaufhaltsam sich vollziehenden Umwälzung zu forschen, der gleicht schließlich jenem Ritter, welcher gegen Windmühlensflügel Sturm lief. Es ist erschütternd zu sehen, wie namhafte Wissenschaftler die neue Haltung mit großem Aufwand ausgerechnet in ihren unverantwortlichen Auswüchsen bekämpfen, statt, was sehr nützlich wäre, die neuen Grundlagen anzugreifen.

So ist zu dem Streit um Karl den Großen ein Buch erschienen, enthaltend „Acht Antworten deutscher Geschichtsforscher“ auf die Frage „Karl der Große oder Charlemagne“.¹ Wenn die Mitarbeiter es für nötig halten, ihren Standpunkt darzulegen, „weil vieles, was über Karl den Großen behauptet wird, nachweisbaren Tatsachen der Geschichte widerspricht“, so ist hiergegen bestimmt nichts einzuwenden. Wer an Karls germanisch-deutscher Art und Abstammung, an seiner weltgeschichtlichen Leistung, an seiner tatsächlichen Macht über die Papstkirche, an seiner Bedeutung für die Geschichte des Ersten Reiches der Deutschen zweifelt, kann mit Tatsachen belehrt werden. Ob die französische Ausdehnungspolitik nach dem Rhein aus unseren Gefühlen für Karl den Großen heute noch brauchbares Kapital zu schlagen vermöchte, kann man allerdings bezweifeln. (Vorwort, S. 6.) Immerhin mag es schon eine entfernte derartige Möglichkeit rechtfertigen, falsche Ansichten öffentlich zu widerlegen. Aber was soll man zu dem Schlußabschnitt des Vorworts sagen: „Möge unser Buch verhüten helfen, daß durch den allzu leidenschaftlich geführten Streit um Franken und Sachsen eine unnötige Kluft zwischen den deutschen Stämmen aufgerissen werde. An Rhein und Main, an Mosel und Saar leben noch heute die Nachkommen der alten Franken, und sie sind sicherlich, wie es das Saarland eben erst bewiesen hat, nicht weniger gute Deutsche als die Niedersachsen.“ Hört man nicht die Lanze des berühmten Ritters an den Windmühlensflügeln splintern? Man zeige uns als Beleg für die drohende „Kluft zwischen den deutschen Stämmen“ den ersten durch den Streit um Karl den Großen in seinem Stammesgefühl gekränkten deutschen Franken oder Saarländer! Sollte je einer aufgebracht werden, so dürfte seine Gereiztheit kaum im Stammesempfinden, sondern in wesentlich anderen Gefühlen wurzeln. — Den Stimmen, die gewisse Entwicklungen unserer Geschichte als unheilvoll bedauern, wird von wissenschaftlicher Seite gern entgegengehalten, die tatsächlichen Geschehnisse seien nun einmal nicht mehr zu ändern, es sei daher unwissenschaftlich, zu überlegen, was hätte werden können, wenn dies oder jenes anders gegangen wäre. Man übersieht dabei, daß es sich bei solcher Kritik der Ereignisse meist um geschichtlich begründete Stellungnahme zu bestehenden überkommenen Verhältnissen handelt, deren Überwindung für die Zukunft angestrebt wird. Eine solche Stellungnahme, mag sie sich auf die Ereignisse um 800 oder auf den Versailler Vertrag beziehen, ist allerdings nicht wissenschaftlich, sondern gehört dem Be-

reich der Politik an. Ob sie gute Politik ist, hängt von der richtigen Einschätzung der gegenwärtigen Möglichkeiten ab. Die Art der Stellungnahme aber braucht nicht bezeichnend zu sein für die wissenschaftliche Qualität der bei der Begründung verwerteten geschichtlichen Feststellungen: aus demselben Tatsachenbestand ziehen zwei gleich gute Wissenschaftler grundverschiedene politische Folgerungen, je nach ihren weltanschaulichen Voraussetzungen, während ein dritter in „rein wissenschaftlicher“ Besinnung bei der wissenschaftlich-geschichtlichen Problematik stehen bleibt. Es wäre viel unnötiger Streit erspart, wenn in einer gegenwartsbezogenen Auffassung nicht in erster Linie mangelndes Wissen, sondern ein bestimmtes Wollen gesehen würde. Dabei ist zu berücksichtigen, daß schon der quellenmäßig belegte Tatsachenbestand für manche Zeitabschnitte sehr unsicher ist und einer (streng wissenschaftlichen) Quellenkritik noch dankbare Aufgaben bevorstehen. Wir sehen aber die offizielle Wissenschaft selbst in die von ihr gerügten Fehler verfallen, wenn sie heute ständig den alten Gemeinplatz wiederholt: „Ohne Karl den Großen, ohne die Niederzwingung der Sachsen wäre kein Deutsches Reich entstanden.“ Wie angreifbar in dem genannten Buche außer dem Vorwort auch manches in den Beiträgen erscheint, mag die unbeweisbare Behauptung Hans Naumanns in dem Aufsatz „Karls germanische Art“ zeigen, daß Dänemark heute zum Reiche gehören würde, wenn Karl es auch noch erobert hätte (S. 33). Sie wäre nicht einmal dann zu beweisen, wenn der Satz Geltung hätte „Was einmal Karl dem Großen untertan war, gehört heute zum Reiche“. Angesichts der Tatsache, daß so urdeutsche Gebiete wie die Niederlande und die Schweiz heute nicht zum Reiche gehören, ist die Ansicht seltsam. Merkwürdig ist auch folgende Feststellung: „Hätte Karl sich aber die Sachsen nicht eingegliedert, so würde Skandinavien heute bis an die Weser und an die Favelseen reichen, und es wären andererseits ohne den Zuzug des norddeutschen Elements der rheinische Raum und der Donauraum längst völlig verwelscht“ (S. 33). Wäre diese geopolitisch sonderbare Entwicklung wirklich die einzige wissenschaftlich erkennbare Möglichkeit gewesen, wenn...? Wer will es angesichts solcher Feststellungen aus wissenschaftlicher Feder jemand verargen, wenn er die Meinung äußert, das völkische Wesen unseres Raumes hätte noch viele, und vielleicht bessere Möglichkeiten finden können, sich zu behaupten? Was hier ohne Karl und seine Taten schwarz in schwarz gesehen wird, das sehen andere mit nicht geringerer Berechtigung in lichten Farben. Überzeugen können Naumanns Ausführungen insoweit auch nur Gläubige.

An das wirkliche Problem rührt wenig in dem Buche. Daß die völkische Geschichtsbetrachtung manche geschichtlichen Gestalten und Sinnbilder, auch Karl den Großen, neu wertet, hat mit romantischen Wunschbildern und Verkennung einwandfrei feststehender geschichtlicher Tatsachen nichts zu tun. Der Hader um solche Dinge spielt sich nur am Rande des eigentlichen Schlachtfeldes ab, auf dem ein neues Zeitalter mit völlig neuen Wertungen die von keiner wissenschaftlichen Beweisführung abhängige Entscheidung erringt. Nicht wird die Wissenschaft die Zeit, die Zeit wird vielmehr die Wissenschaft umgestalten. Nicht

¹ Verlag Mittler & Sohn, Berlin 1935.

werden die unumstößlichen Ergebnisse bisheriger wissenschaftlicher Arbeit vernichtet oder mißachtet werden, aber aus diesen Ergebnissen werden andere Erfahrungen gewonnen werden. Es werden auch immer neue Ergebnisse hinzukommen, die nicht weniger zuverlässig, aber für das neue Weltbild wesentlicher sein werden, als viele der alten. Vieles, was früher als Wichtigstes im Vordergrund stand, wird als für die neue Betrachtung weniger bedeutend in den Hintergrund rücken, früher kaum Beachtetes in hellstem Lichte stehen. So ergibt sich nach und nach ein anderes Bild. Wer sich darüber aufregt, verrät nur, daß er noch von der Vorstellung einer voraussetzungslosen und wertfreien Wissenschaft eingenommen ist.

Wir legen gegenüber bisherigen Darstellungen unserer Geschichte, in denen Zerrissenheit und Zufälligkeiten das Bild übermäßig beherrschten, den Hauptwert auf Einheitlichkeit und natürliche Voraussetzungen. Wie wir auch im Leben des Einzelmenschen nicht in dem bunten Wechsel innerer und äußerer Gestaltungen, sondern in der charakterlichen Artung und Entwicklung von jeher das Entscheidende sehen, so tritt für uns die durch rassische Anlagen und räumliches Schicksal bedingte Wesensart eines Volkes als entscheidender Wert vor das Gewebe der Geschehnisse, diese in ihrer tieferen Bedeutung für das völkische Schicksal beleuchtend und deutend. So erkennen wir die eigentlichen Niederlagen des Volkes und seine wahren Siege. Als völkischer Sieg erscheint jede geschichtlich wirksame Festigung und Sicherung der natürlichen Voraussetzungen des Wesens „Volk“, als Niederlage ihre Schwächung. So gesehen bedeutet die übervölkische Politik Karls des Großen eine Einbuße an deutscher Substanz (die nicht mit jedem Staatswesen im deutschen Raum identisch ist). Deswegen braucht Karl als Mensch nicht schlecht, nicht einmal ungermanisch zu sein. Eine Schuldfrage ist in diesem Zusammenhang ohne Bedeutung, aber als Symbol deutscher Art oder gar deutscher Zukunft müssen wir Karl ablehnen. Weist man uns nach, daß er doch nicht anders konnte, daß es sein geschichtliches Schicksal war, so und nicht anders zu handeln, so ist damit nichts getan, da unsere entscheidenden Gründe gegen ihn nicht moralischer Art sind. Er ist der Vertreter von auch heute noch im deutschen Raum spukenden volksfremden politischen Ideen, und daß wir ihn darum symbolhaft weniger schätzen, als andere, gehört eben mit zu seinem geschichtlichen Schicksal. Sein übervölkischer Imperialismus wird durch den Hinweis auf den in seiner Eingliederungspolitik angeblich erkennbaren „gemeingermanischen Gedanken“ (Zans Naumann) nicht aus der Welt geschafft. Aus der durch mißlungene Eroberungsversuche nach anderer Richtung (christliches und arabisches Spanien) verursachten Not sollte man keine Tugend machen.

Es war Karls geschichtliches Schicksal, politische und geistige Prinzipien in den deutschen Raum einführen zu müssen, die, wenn Deutschland leben sollte, von den natürlichen Lebenskräften des deutschen Volkes zu überwinden und wieder auszuscheiden waren. Es soll gar nicht geleugnet werden, daß diese fremden Prinzipien für unsere Volkwerdung positive Bedeutung hatten und noch haben. Nicht nur, daß sie in steigendem Maß die arteigenen Abwehrkräfte wachriefen,

es gelang dem nur scheinbar besieigten völkischen Wesen, sie zu völkisch aufbauenden Werten umzuschmelzen. Darin zeigt sich gerade die sieghafte Lebenskraft dieses völkischen Wesens, dem eben darum bei der geschichtlichen Betrachtung als dem eigenwillig und schöpferisch Gestaltenden eine Bedeutung zukommt, welche die Bedeutung aller anderen mitschaffenden Kräfte nicht auslöscht, aber weit überragt. Dieses völkische Wesen, als schöpferisches Prinzip des Volkslebens verstanden, ist das, was wir mit dem „ewigen Deutschland“ meinen; an ihm gemessen, werden geschichtlich noch so dauerhafte Staats- und Kulturformen Epoche. Es überlebt sie alle, indem es in unversieglischem Lebensdrang nach immer neuen, seinem Artgesetz immer gemäßeren, lebendigen Gestaltungen sucht. Es bedient sich der jeweils möglichen und notwendigen Gestaltungsmittel zu seinem eigenen größtmöglichen Vorteil, wirkungsmächtig und unerforschlich. Geht eine aus den Tiefen des Blutes aufblühende Sehnsucht nach Neuformung durch das Volk, so erleben wir wahre Geschichte, ohne daß eine päpstliche Formen annehmende Wissenschaft das Geringste dagegen vermag, daß sie selbst mit ihren gesamten Voraussetzungen, Fragestellungen und Methoden einbezogen wird in den Wandel der völkischen Lebensformen. Junge Menschen ohne viel Einzelkenntnisse marschieren dann mit einer Selbstsicherheit im Rhythmus der Zeit, die zunächst anmaßend erscheinen muß. Es zeigt sich dann wieder, daß Geschichte nicht Wissenschaft ist, sondern Leben, daß nicht die Wissenschaft das Leben, sondern das Leben die Wissenschaft beherrscht. Eine vermeintlich selbstgesetzlich gewordene Wissenschaft behauptet sich dann gegen das Leben scheinbar noch einige Zeit mit Tadel und mehr oder weniger sachlichen Gegenbeweisen, bis die vom Leben beauftragten Stürmer das nötige Sachwissen nachgeholt haben und die Wissenschaft auf ihren eindeutig wertbestimmten Voraussetzungen umbauen und weiterbilden.

Es ist unmöglich, daß aus dem bisherigen Stoff und den bisherigen Methoden der Geschichtswissenschaft, allein durch eine verstärkte Betonung etwa des nationalen Gedankens, ein entscheidender Auftrieb gegeben werden kann. Wir kennen die Versuche, sich mit alten Mitteln einer neuen Zeit anzupassen, zur Genüge. Es nützt auch nicht viel, „rassische Gesichtspunkte“ in Darstellungen einzuführen, in denen Volk, Staat, Persönlichkeit nicht von vornherein völkisch gesehen sind. Auch die betonte Absicht, Geschichte „als Auswirkung geistiger Kräfte“ zu zeigen, sagt recht wenig. Nur tiefinnerstes schicksalhaftes Verbundensein mit dem gewaltigen Geschehen unserer Zeit führt zu der neuen Schau, die kein Verstand der Verständigen zu begreifen vermag. Nicht die Einführung des Rassegedankens in aus alter Schau entstandene Darstellungen, sondern die Befruchtung der Forschung durch die aus dem Erleben der Gegenwart aufgebrochenen Fragestellungen wird die Wende herbeiführen, die keine Gleichschaltung und Umstellung sein kann. Die gestaltenden Prinzipien unserer Zeit sind wirksame Erlebniskräfte, keine verstandesmäßig konstruierten und erwerbbaaren Gesichtspunkte! Der Rassegedanke als zukunftschaftende Idee beruht nicht auf neuem Wissen, sondern auf neuem Wollen; er ist

nicht einfach der Intelligenz zwecks beliebiger methodischer Verwendung erreichbar in Gestalt von „Literatur“, er muß erlebt und gelebt sein. Wer nur den Niederschlag dieses Stückes in die Zukunft gerichteten Lebens in dem vorliegenden Stoff wissenschaftlicher Forschungsergebnisse und Festlegungen erblickt, hat eine mächtige Triebkraft der Gegenwartsgeschichte noch nicht einmal geahnt.

Aus den lebendigen Kräften der Gegenwart, die uns tragen und denen wir vertrauen, wird die Zukunft erwachsen. Uns hat das Schicksal zu verantwortlichen Trägern dieser Kräfte bestimmt; wir haben zu kämpfen gegen die Versuche, sie zu verflachen und zu dogmatisieren. Der tiefe Sinn des Errungenen soll nicht verloren gehen im Staub von „Kämpfen“, die keine Kämpfe sind! Wer den Rassegedanken als „Rassevergötzung“, unsere Arbeit an der Vorgeschichte unseres Volkes als „Germanomanie“ glaubt abtun zu können, beweist nicht nur seine Unwissenheit, sondern noch mehr seine Unfähigkeit, die Gegenwart zu erleben.

Viele Fragen des völkischen Geschichtsunterrichts sind allein von der Vorgeschichte her aufzuhellen. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß in einer irgendwie normierten Darbietung des vorgegeschichtlichen Wissensstoffes im Unterricht sich die Bedeutung der Vorgeschichte für den Geschichtslehrer erschöpfe. Es handelt sich nicht in erster Linie darum, einen von der Wissenschaft neuerdings aufgehellten Abschnitt unserer Geschichte einfach dem seither vermittelten Stoff voranzustellen und in einigen Wochen „durchzunehmen“! Vorgeschichte bedeutet unendlich viel mehr, als der nicht ganz glückliche Name sagt; besser sind schon die Bezeichnungen „Väterkunde“ (Radner) und „Volkheitskunde“ (Zahne). Vorgeschichte ist deutsche Wesenskunde, ist Ausgangspunkt deutscher Wesensgeschichte. Es kommt uns im Grunde nicht auf die Daten des von der Vorgeschichte im engeren Sinn erfaßten Zeitabschnitts an, sondern auf die Erkenntnis der hinter Tatsachen und Erbstücken erkennbaren rasseeseelischen Triebkräfte. Damit ist keine Verachtung des Tatsachenbestandes ausgesprochen; sein Besitz ist die Voraussetzung zu jedem Versuch einer Deutung! Die wesensgeschichtlich verstandene Vorgeschichte aber wird zum Ausgangspunkt und

Kernstück der Geschichte des Wesens „Volk“, sie enthält das „Gesetz, nach dem wir angetreten“. Darum läßt sich die „Vorgeschichte“ gar nicht von der „eigentlichen Geschichte“ absondern, sie lebt vielmehr in Rasse, Brauchtum und Zukunftswillen in unserer Gegenwart weiter. Nur eine so verstandene Vorgeschichte hat lebendige Bedeutung für unser Volk. Eine andere Art von Vorgeschichte, die über die Katalogisierung des Stoffes nicht hinausgehen will, lebt in den Schubfächern der Fachgelehrten und „Museen“ alten Schlages ein unfruchtbares Dasein, bleibt unserem nach seelischer Nahrung verlangenden Volk „Rehrichthaus und Kumpelkammer“. Zwischen zwei Fronten, die im Wollen unendlich verschieden sind, geht heute der Kampf um die Vorgeschichte: nicht zwischen Dilettanten und Fachleuten, sondern zwischen Fachleuten, die weiter nichts als Fachleute sein wollen, und anderen Fachleuten, die als kämpfende Deutsche der Gegenwart an der völkischen Aufgabe arbeiten. Die erste Art hat Ernst W a h l e in seinem Aufsatz „Vorgeschichte als Unterrichtsfach“⁵ deutlich gekennzeichnet. Ihre sachlichen Verdienste sollen keineswegs verkannt werden; aber für das Leben sind ihre Arbeiten nicht ohne weiteres fruchtbar. Für die zweite Art von Männern mag als Beispiel der zu früh verstorbene Hans Z a h n e gelten, der Begründer der vorbildlichen Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle, der er im vorigen Jahre noch den für seine Einstellung bezeichnenden Namen „Landesanstalt für Volkheitskunde“ gab.⁶ In den von ihm verfaßten „Halle'schen Jahreslauffspielen“ (Deutsche Volkheit), „aus altem Gut der Gegenwart hingestellt“, hat dieser wahre Meister seines Fachs seinem völkischen Wollen und seiner Überzeugung von der lebendigen Bedeutung der Vorgeschichtswissenschaft rückhaltlosen Ausdruck gegeben:

In deiner Männer Blute gehen tiefe Wogen
Aus deiner ruhmgefüllten Vorzeit mächt'ger Brandung;
Die werden sich zu neuen Fluten wieder einen
Und deines Schiffes Kiel in helle Fernen tragen
Zu deiner alten Artung neuem Ziel! —

⁵ Jahrbuch des NSLB. 1935, S. 345/347.

⁶ Vgl. Nationalsozialistische Monatshefte, Heft 60, 1935: „Professor Hans Zahne, Halle, zum Gedächtnis“, von Dr. Werner Gülle.

Otto Uebel Germanenkunde im Kampf. Hinweise und Zurückweisungen.

Durch die völkische Rassen- und Vorzeit-forschung, die die geschichtliche Untermauerung des nordischen Gedankens als eines Grundpfeilers der nationalsozialistischen Weltanschauung bildet, ist heute festgestellt, daß die Urbilder späterer, höherer Entwicklungen, wie sie uns die griechische und römische Kultur zeigt, im nordrasischen Alteuropa, nicht im Orient wurzeln. „Europa war der Ausgangspunkt der großen Weltkulturen und ist

der Träger aller wirklich großen Forschungen und Entdeckungen der Weltgeschichte“, sagte, die neuesten Forschungsergebnisse zusammenfassend, A. Rosenberg auf der Bremer Vorgeschichtstagung. Seit einem Menschenalter steht die deutschbewußte Vorgeschichtsforschung im Kampf gegen die bis dahin herrschende römisch, „klassisch“ oder orientalistisch eingestellte Richtung.

Vorkämpfer völkischer Vorzeitforschung.

Wie der Hauptvertreter der deutschen Richtung, Gustav Kossinna, von den amtlichen Stellen misachtet wurde, wie er in schwerem Kampf stand gegen die Vertreter der klassischen Archäologie, deren einer sich äußerte: „Ich werde dem vorgeschichtlichen Studium schon den Garaus machen“, erzählt uns lebendig A. Stampfuß in seinem Büchlein: „G. Kossinna, ein Leben für die deutsche Vorgeschichte“ (Verlag C. Rabitzsch, Leipzig, 1935, 0,90 RM.). Die Werke Kossinnas selbst bedürfen hier wohl keines besonderen Hinweises mehr.

Ein zweiter Vorkämpfer war Hans Zahne. Schon 1910 war sein erstes zusammenfassendes Werk: „Das vorgeschichtliche Europa“ in Velhagen & Klasing's „Monographien zur Weltgeschichte“ erschienen. Noch vor seinem im Gornung v. J. erfolgten Tod hat der Verfasser eine zweite, auf den heutigen Stand der Forschung gebrachte Auflage vorbereitet. Ihr Erscheinen hat er nicht mehr erlebt. Der Verlag hat es als eine Ehrenpflicht angesehen, das schöne Werk in würdiger Ausstattung herauszubringen. Sinnvoll schmückt das Bild des Sonnen- und Totenheiligtums von Stonehenge den Umschlag. Das „Eigene des Nordens“ aufzufinden, hat Zahne von je als seine Aufgabe betrachtet. Das Buch, das in der neuen Auflage den Untertitel „Kulturen, Völker und Rassen“ führt, gibt im Sinne der Volkheitskunde, wie sie Zahne in seiner großen Volkheits-Sammlung in Halle Gestalt werden ließ, eine Zusammenschau von Rassenkunde, Ur- und Frühgeschichte und Volkstumskunde. So stehen Zahne nicht die Funde und Fundstätten, sondern der lebendige, schöpferische Mensch der Vorzeit und sein Lebensraum im Vordergrund: lebenbezogene Vorzeitkunde, nicht „prähistorische Wissenschaft“ gibt das Buch. Die Verknüpfung von Vorzeit und Gegenwart ist dem Verfasser auch in diesem Buch, das trotz hervorragender Abbildungen sich durch seine Billigkeit (4,80 RM.) auszeichnet, glänzend gelungen.

In 3. Auflage erschienen ist auch die „Vorgeschichte von Deutschland“ von Karl Schuchhardt (Verlag A. Oldenbourg, München, 9,50 RM.). Schuchhardt wies schon früh auf die Bedeutung der nordischen Schnurtöpferei hin und hat schon in den zwanziger Jahren die altfriesische Eresburg zu einem Wallfahrtsort der deutschen Jugend gemacht wissen wollen. Der Verfasser gibt in seinem Buch einen Überblick über die wichtigsten Ergebnisse der Grabungswissenschaft auf deutschem Boden, also auch in den ursprünglich nicht germanischen Gebieten. Die lehrbuchmäßige Einteilung in 240 § hat den Vorteil der knappen, übersichtlichen Darstellung, birgt für den Leser aber die Gefahr, im einzelnen stecken zu bleiben und die Zusammenhänge zu verlieren. In einzelnen Punkten — Frage der Lausitzer Kultur, der Runen, der Externsteine — ist Schuchhardt durch die neueste Forschung überholt, auch wenn er über diese Punkte mit einem nicht der Sache gemäßen Spott hinwegzugehen sucht. Wenn der Verfasser von „deutschem Chauvinismus“ spricht oder die Annahme der nordischen Herkunft der Runen und germanischer Sternkunde als „hybride Übertreibungen“ bezeichnet, so hat die Hybris nicht den andern, sondern Schuchhardt einen Streich gespielt. Aber trotz dieser und anderer Einwendungen muß das Werk des verdienten Forschers immer noch zu den unentbehrlichen Hauptwerken der Vorgeschichtswissenschaft gerechnet werden. — Als Ergänzung des an sich schon reich bebilderten Bandes hat der Verfasser noch einen Bilderband „Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Bildern“ in demselben Verlag (gebunden 3,80 RM.) erscheinen lassen, der im Gegensatz zu der Textdarstellung, die die einzelnen Funde und Fundstätten behandelt, die Gesamtentwicklung in großer Zusammenfassung zur Anschauung bringt. Daß der Verfasser sehr viel noch unbekannte Abbildungen zeigt, muß besonders an-

erkannt werden. Aufschlußreich ist z. B. die Gegenüberstellung des römischen und germanischen Wallbaues, die die Abhängigkeit des ersteren von letzterem zeigt. Erfreulich, daß Schuchhardt auch Bilder vom Brunoldisstuhl bei Dürkheim, allerdings mit unzureichender Erläuterung, bringt, unerfreulich, daß solche von den Externsteinen fehlen. Auch der Begriff „Römerzeit“ — im Text wie im Bilderband — sollte, soweit es sich nicht um das Decumatenland handelt, aus einer deutschen Vorgeschichtsdarstellung verschwinden.

„Führer zur Urgeschichte.“

Unter diesem Namen gibt der vom Führer als Leiter des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte beauftragte Berliner Univ.-Prof. Dr. Hans Reinerth eine Reihe von Einzeluntersuchungen zur Ur- und Frühgeschichte im Verlag C. Rabitzsch, Leipzig, heraus. Die wenig umfangreichen, aber um so gehaltvolleren Hefte wollen Führer zu einzelnen, besonders bedeutsamen Denkmälern der Vorzeit sein. Sie enthalten bei genauester Beschreibung der Fundstücke in gedrängter Darstellung alles Wesentliche über den behandelten Gegenstand und vermitteln durch die reiche Bebilderung eine anschauliche Vorstellung. Von den früheren Heften erwähne ich nur das von A. Kieckebusch über das Königsgrab von Seddin, von J. Gieschwendt über das Semnonenheiligtum auf dem Siling, von A. van Scheltema über den Osebergfund sowie die drei Arbeiten des Herausgebers über süddeutsche vorgeschichtliche Siedlungen: Reinerth's „Pfahldorf Sipplingen“, das ganz neue Erkenntnisse über die Steinzeit bringt, sollte gerade bei uns in Baden im Unterricht Verwendung finden. Die zuletzt erschienenen Hefte von J. Bing: „Der Sonnenwagen von Trundholm“ und W. Schmid: „Der Kultwagen von Strettweg“ (3 RM. bzw. 3,50 RM.) sind als Gegenstücke von besonderem Wert, weil sie den rassistisch-völkischen Unterschied des nordischen Glaubens gegenüber dem des Südens zeigen. Während im Süden — der Wagen von Strettweg in der Steiermark ist italischer Herkunft — ein Gewimmel von kleinen Gestalten die auf einem Sonnenrad stehende Hauptgestalt, die Fruchtbarkeitsgöttin, umgibt, zeigt uns der Wagen von Trundholm — auf Seeland — die nordische Glaubenshaltung, die die Gottheit nur im Sinnbild verehrt. Entgegen der sonstigen Annahme, das die Sonnenscheibe ziehende Pferd sei eben nur ein solches, behauptet Bing, das Pferd stelle selbst eine Gottheit dar und zwar auch der Fruchtbarkeit, was der Verfasser unter Heranziehung der nordischen Felszeichnungen und anderer indogermanischer Glaubensdenkmäler zu belegen sucht, eine Auffassung, der unter anderen Kossinna mit guten Gründen entgegentritt. Auf die berührten rassistischen Wesensunterschiede einzugehen, unterläßt Bing, der noch zur „älteren Schule“ gehört, leider, wie denn seine religionsvergleichenden Ausführungen nicht mehr in allem den heutigen Auffassungen entsprechen.

Runenraten und kein Ende.

Obwohl nachgerade reichlich viel über Runen geschrieben und geraunt wird — selbst für das „Kartenschlagen“ müssen die Runen herhalten — ist man der Frage der Herkunft der Runen noch nicht wesentlich nähergekommen. Zwar behaupten die Vertreter der Entlehnungslehre, der Ursprung der Runen sei nunmehr wirklich bewiesen — diesmal aus dem Norditalischen —, so ist das doch nicht der Fall. Den nordischen Ursprung der Runen vertritt in einem kleinen Büchlein: „Einführung in die nordische Runenlehre“ Albrecht Dietrich Dieckhoff (Hans Christians Druckerei und Verlag, Hamburg, 1935, 3,50 RM.). Der Verfasser zeigt unter Zugrundelegung des nordgermanischen 10stelligen Futhark,

das er für das ältere hält, die Bedeutung der einzelnen Zeichen nach der altnordischen Überlieferung, deren Runen-gefäße im Urtext und in Übersetzung wiedergegeben sind, auf. In vorsichtig abwägender Stellungnahme zeigt Dieckhoff, daß gewichtige Gründe, besonders die allgemeinen des Wanderwegs der nordischen Gesittung und der schöpferischen Überlegenheit der Nordrasse für nordischen Ursprung der Runen, den der Verfasser spätestens zu Beginn der Bronzezeit setzt, sprechen. Es nimmt Wunder, daß der Verfasser nicht zur Stützung seiner durchaus ernsthaft zu erörternden Behauptung älteste, steinzeitliche Runen-zeichen heranzieht. Ist auch trotzdem manche Deutung mehr geheimnisvoll raunend als offenkundig überzeugend, so zeigen doch die Hinweise auf das noch lebende Brauchtum, daß in den Runen mehr steckt, als manche Schulweisheit sich träumen läßt.

„Aus nordischem Geist

und aus der Zeit geboren“ ist ein „Nordisches Wörterbuch“, herausgegeben von Carl Peter, bearbeitet von Prof. Arno Schmieder (Fahrenkrog Verlag, Leipzig, 1935, geb. 2,20 RM.). Nur sollte man solchem „Kind unserer Zeit“ auch die bei der Schwierigkeit der Aufgabe zu fordernde Entwicklungszeit lassen; mit einem billigen „Siebenmonatskind“ — das Buch ist wohl in noch kürzerer Zeit entstanden — ist auch dem „minderbemittelten“ Volksgenossen nicht gedient. Was nutzt einem die Kenntnis aller eddischen Zwerge, der spaltenlange Abdruck aus der Gylfaginning, wenn man in dem Wörterbuch, das auf 100 Kleinktavseiten einige Jahrtausende „umfaßt“, vergeblich die altnordischen Sagagefalten oder so wichtige Stichwörter wie Gaithabu, Irminsul, Lure, Ofseberg sucht, dagegen den Vatican (!) findet. So ist in diesem „nordischen“ Wörterbuch wahllos Germanisch-Scandinavisch und Mittelalterlich-Christliches nebeneinander gestellt. Der Artikel „Sakrenkreuz“ ist ebenso erschütternd inhaltlos wie etwa der über die Bronzezeit. In einem „Germanenfunde“ betitelten Anhang werden kritiklos neben Kossinna und andern Kämpfern völkischer Vorgeschichte so überholte und südlich „orientierte“ Bücher wie die von E. Mogk und Jan de Vries empfohlen. Doch genug dieses „aus nordischem Geist und aus der Zeit geborenen“ Wörterbuchs!

Römischer Angriff ...

Nach der glänzenden Abfuhr, die die Dunkelmänner aller Richtungen durch A. Rosenberg und J. v. Leers erleiden mußten, sollte man annehmen, daß die Herren sich wenigstens nicht mehr in Gebieten tummeln, die ihnen stofflich und weltanschaulich völlig fremd sind. Doch ist dem leider nicht so: getarnt, in neuen germanischen Bärenhäuterpelzen, reden sie von der „doch immerhin schon, wenn auch noch schwach entwickelten germanischen Kultur“, der „wenn auch heldischen, doch noch etwas barbarischen Gesinnung“ um, am Schluß, die Tarnkappe fallen lassend, zu zeigen, wie herrlich weit es doch schon Rom und der Orient gebracht hatten und wie unsere Ahnen nach dem „Licht aus dem Osten“ lechzten.

„Im Kampf um die Externsteine“ betitelt sich eine Streitschrift von A. Fuchs, Professor am Priesterseminar Paderborn. Nachdem W. Teudts schon vor zehn Jahren geäußerte Auffassung, daß die Externsteine ein altgermanisches Heiligtum, wohl das Hauptheiligtum der alten Sachsen mit der berühmten, durch Kaiser Karl I. zerstörten Irminsul, gewesen seien, nicht nur immer mehr Anhänger gewann, sondern auch die Fachwissenschaft Teudts Behauptung wenigstens im Grundsätzlichen, wenn auch nicht in allen Einzelheiten als richtig anerkannte, schien es der Gegenseite höchste Zeit, nachzuweisen, daß das Externsteinheiligtum erst im Mittelalter von Mönchen als christliche Wallfahrtsstätte errichtet worden sei. Mit trampfhafter Anstrengung, unter Weglassung entscheiden-

der Punkte, versucht Fuchs zu zeigen, daß die Externsteinanlage eine Nachbildung der Grabeskirche in Jerusalem darstelle, wie wir solche Nachbildungen in Deutschland allerdings haben — nur sehen sie anders aus. Nachdem die unter Aufsicht von Prof. Keinerth stehenden Grabungen eindeutig die Externsteine als altgermanisches Heiligtum und ebenso eindeutig ihre gewaltsame Zerstörung erwiesen haben, werden nunmehr die Behauptungen von Fuchs in einer von der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte herausgegebenen Schrift: „Irminsul und Christenkreuz“ (Verlag Ernst Schnelle, Bad Pyrmont, 1 RM.) klar als unwissenschaftliche Spiegel-echterei zurückgewiesen. Der wichtigste Streitpunkt, der der Entstehungszeit, ist klargestellt, die Externsteinanlagen sind vor rund 2000 Jahren als germanisches Heiligtum entstanden und erst über 1000 Jahre später als christliche Wallfahrtskirche einige Zeit benutzt worden; Irminsul und Christenkreuz standen — nacheinander — an der Stätte, die als ragendes Denkmal der Ahnen heute unterm Sakrenkreuz wieder allen Deutschen verehrungswürdig ist. Aus demselben Lager wie Fuchs stammt Algermissens „Germanentum und Christentum“. Wenn einer der führenden Köpfe der internationalen „Katholischen Aktion“, freilich unter Ausserachtlassung aller rassenkundlichen Feststellungen, versucht, das Christentum als nicht im Widerspruch zum Germanentum stehend darzustellen, so ist das eine Angelegenheit der Auslegung der beiden Begriffe, deren Erörterung hier nicht in Rede steht. Wenn aber dieser Stoßtruppführer des politischen Katholizismus behauptet, „sine ira et studio“ zu schreiben, und dann doch den Versuch macht, Kossinna lächerlich zu machen und in einem unsachlichen Angriff auf A. Rosenberg — natürlich nur als „Privatperson“! — Grundanschauungen des Nationalsozialismus bekämpft, so müssen wir, ob katholische, protestantische oder „neuheidnische“ Deutsche, solche „Wissenschaft“, die ihre Volkseigenheit auf Schritt und Tritt bezeugt, von vornherein zurückweisen. Was die Grundlagen dieses wissenschaftlich belanglosen Buches anbetrifft, so genügt die Feststellung, daß Algermissen sich zur Begründung seiner Ansichten in der Hauptsache auf völlig veraltete Werke, die z. T. zwei Menschenalter sahen, stützt. Von Vorgeschichte und Rassenkunde weiß der Verfasser weniger, als man heute von einem Abiturienten verlangen kann. Die Höhe altgermanischen Glaubens, altgermanischer Bronzekunst sind für Algermissen „keine Beweise geistiger Kultur“! Was uns nur zeigt, daß seine Ausführungen nur ein Abklatsch der Sylvesterpredigten des Kardinals Faulhaber sind, deren sachliche Unhaltbarkeit, soweit sich Faulhabers Ausführungen auf die alten Germanen bezogen, bereits verschiedentlich aufgewiesen wurde.

Die gleichen Künste wie Algermissen wendet S. Lothar in seinem Buch „Neugermanische Religion und Christentum“ an. Auch hier steht wieder nicht zur Beurteilung, was für Auffassungen der Verfasser auf religiösem Gebiet vertritt. Wenn der Verfasser aber sagt, daß wir von der germanischen Religion fast nichts wissen — was zwar an sich falsch ist, aber jedenfalls auf Herrn Lothar zutrifft — und dann doch behauptet, daß diese heidnische Religion fragen stellt, für die erst das Christentum die erlösende Antwort fand, so zeigt das, wie leichtfertig und oberflächlich Unberufene, die die Quellen zu lesen entweder nicht willens oder nicht fähig sind, für den Nichtfachmann verhänglich urteilbildend wirken können.

... deutsche Abwehr und Gegenangriff.

Der römischen und sonstigen Verfälschung des vorchristlichen Germanentums gibt Bernhard Rumer, der Herausgeber der „Nordischen Stimmen“, eine ebenso eindeutige wie deutliche Antwort in seinem Werk: „Zerd und Altar, Wandlungen altnordischer Sittlichkeit im Glaubenswechsel“ A.

Klein Verlag, Leipzig) von dem der erste Band „Persönlichkeit und Gemeinschaft“ nunmehr vorliegt. Kummer hatte schon in seinem Buch „Mitgards Untergang“ (ebenda; 8 XN., geb. 9,50 XN.) ein anschauliches Bild des germanischen Menschen der ausgehenden heidnischen Zeit gegeben; in der 2. Auflage, die voriges Jahr herauskam, sind die Verzeichnungen der 1. Auflage getilgt, so daß das Buch, das eine der bedeutsamsten Erscheinungen der Germanenkunde darstellt, jeder nur mit größtem Nutzen lesen wird; freilich kann man auch jetzt noch nicht mancher allzu überhöhenden Auffassung des Verfassers folgen. In seinem neuen Werk zeigt Kummer nun die rassistische Bedingtheit der germanischen Glaubensvorstellungen auf, um dann den inneren Niederbruch und die äußere Unterdrückung arteinigen Glaubens und arteiniger Sittlichkeit durch die gewaltsame Bekehrung, die mit Bonifatius einsetzt und mit Kaiser Karl I. ihren Höhepunkt erreicht, darzutun. Daß die Bekehrung, sehen wir von England ab, bei allen Germanen eine gewaltsame war, daß mit dem Christentum, wie schon Zeusler festgestellt hat, „eine bis dahin unbekannte Grausamkeit vom Orient nach dem Norden kam“, wird in dem von Kummer und G. Neffel gemeinsam herausgegebenen Quellenwerk „Das Schwert der Kirche und der germanische Widerstand“ in der Sammlung „Reden und Aufsätze zum nordischen Gedanken“ (ebenda; 1,50 XN.), nachgewiesen. In derselben Sammlung sind noch drei weitere Arbeiten von B. Kummer erschienen, die zwar Kampfschriften sind, doch niemals den Boden der sicheren, auf Quellen gestützten Forschung verlassen und besonders nicht — wie das die Gegenseite beliebt — die Anschauung des Gegners herabzusetzen oder lächerlich zu machen suchen. Im Gegenteil: sie nehmen den Gegner, wie das nötig ist, sehr ernst. Die erste, „Mission als Sittenwechsel“ (1 XN.) erklärt die Möglichkeit der Bekehrung der Germanen, wie es, von den Gewaltmaßnahmen abgesehen, den christlichen Sendboten gelang, den Glauben an die Sippen- und Volksverbundenheit zugunsten einer neuen Glaubensgemeinschaft, die über alle Grenzen des Blutes hinwegreichte, zu entwerfen und das germanische Persönlichkeitsbewußtsein gegenüber der Erlösungsbedürftigkeit (Ersünde!) zu zerstören, an die Stelle der eigenen Ahnengeschichte die jüdische, an die Stelle der alten Götter nicht nur den neuen Gott, sondern auch den Teufel mit seinem Befolge zu setzen. Der schöpferische Mythos und die persönliche Glaubensfreiheit werden durch das Dogma und seinen Vermittler, den Priester, ersetzt; aber auch auf einem „weltlichen“ Gebiet wirkt sich der Glaubenswechsel umwertend aus: Eva, die „Mutter der Sünde“, wird die Stammutter auch für die germanische Frau, die man vor dem „geradezu als etwas Heiliges“ (Tacitus) verehrt hatte. Das zweite Heft „Reaktion oder deutscher Fortschritt in der Geschichtswissenschaft“ (1,50 XN.) behandelt u. a. Streitfragen der germanischen Religion, Weltanschauung und Wertordnung und nimmt Stellung zu der Frage: „Karl der Große oder Charlemagne“, wie das bereits im vergangenen Jahr in den „Nationalsozialistischen Monatsheften“ geschehen war. Hier wird der Sieg des mittelalterlichen magischen Menschen über den heroischen des germanischen Altertums aufgezeigt. Das 3. Heft „Germanenkunde im Kulturkampf“, mit Beiträgen zum Kampf um Wissenschaft, Theologie und Mythos des 20. Jahrhunderts (1,50 XN.), beschäftigt sich mit einigen der oben bereits gekennzeichneten Verfälschern unseres Ahnenerbes und bringt wahrhaft erschütternde Belege, wie die germanisch-deutsche Geschichts- und Rassenforschung von „Romanisten“, Orientalisten, aber auch „Nur-Nationalen“ im Sinne ihrer Ziele umgemünzt wird, wie die Begriffe Blut und Rasse in einem „weltweiten Sinn“ umgefälscht werden, um durch Begriffsverwirrung auf Umwegen zu erreichen, was ihnen im ehr-

lichen Kampf der Geister in offener Feldschlacht nicht möglich ist. Nur ein Beispiel: „Das Blut Christi hat eine Rasse hervorgebracht, die durch Jahrtausende rein und unvermischt geblieben ist: die Christusrasse... Dort wird nur eine Rasse sein, nicht die nordische, auch keine andere indische... Christi Rasse!“ Das ist nicht nur bewußt irreführende Begriffsverfälschung, das ist für jeden ernstesten Christen Gotteslästerung. Die Schrift Kummers stellt einen Weckruf dar an alle, die glauben, daß mit dem politischen Sieg des Hakenkreuzes und mit der „Gleichschaltung“ die weltanschaulichen Gegner des Dritten Reiches zerschmettert am Boden liegen. „Reitet Widukind durch die Länder?“ fragte der Bischof von Osnabrück in seiner letzten Neujahrspredigt und beantwortete die Frage selbst mit: „Seil dir, Widukind, reite!“ Hatte nicht zuvor A. Rosenberg daselbe gesagt? Und wenn zwei daselbe sagen, meinen sie doch wohl auch daselbe — oder nicht?

Ein Franzose über die Legende vom Vandalismus.

Ein französischer Bischof hat den traurigen Ruhm, das Wort vom „Vandalismus“ erfunden zu haben — deutsche Gelehrte sprachen es ihm gedankenlos nach; ein französischer Gelehrter — E. J. Gautier — ist es, der in seinem Buch „Geiserich, König der Wandalen“ (Sozietätsverlag, Frankfurt a. M., 1935, 8,50 XN.) es unternimmt, diese Legende zu zerstören — mögen deutsche Bischöfe (siehe oben!) aus dem Urteil des Franzosen lernen. Ist auch die Zerstörung der Legende vom „Vandalismus“ der Germanen für uns bereits eine vollendete Tatsache, so kann es uns doch nur freuen, daß gerade ein Franzose als Kronzeuge gegen die germanische „Barbarei“ auftritt. Aus der lückenhaften Überlieferung hat der Verfasser, der über ein Menschenalter in Nordafrika lebte, ein anschauliches Bild vom Untergang des weströmischen Reiches und dem Heraufkommen der Barbaren — diesen Ausdruck behält der französische Verfasser doch, wenn auch ohne verächtlichen Nebeninn, bei — geschaffen. Gautier ist voll Bewunderung für Geiserich, den er angesichts der zu überwindenden Schwierigkeiten selbst über den großen Ostgotenkönig Theoderich stellt, von dem „verschmizten und täppischen Bauer“ Chlodwig zu schweigen. Trotzdem Gautier als Katholik dem Arianismus als ein Übel bezeichnet, weist er die Gegnerschaft der römischen Kirche als das entscheidende Verhängnis für die Wandalen wie für die Goten auf; die Verleumdung Geiserichs und der Wandalen sieht Gautier als „Ausdruck des Hasses der katholischen Priesterschaft gegen die Arianer“ an. Entspricht Gautiers Auffassung, daß die Geschichte zutiefst im Nationalen wurzle, durchaus unserer Anschauung, so ist der Verfasser andererseits doch noch in der rationalistischen Betrachtungsweise des 19. Jahrhunderts befangen, der wirtschaftliche und klimatische Einflüsse entscheidender erschienen als rassistische Vererbungstatsachen, die dem französischen Forscher offensichtlich gar nicht „liegen“. Der ausgesprochen französische Denkstil und die diesem gemäße Darstellungsweise — mit „rhetorischen“ Fragen, geistreichen Abschweifungen und andern lateinischen Eigenarten — läßt Größe und Tragik dieser germanischen Heldengestalt nicht zur vollen Geltung kommen: „Eine zu starke Persönlichkeit stört unter Umständen die normale Entwicklung. Von diesem Gesichtspunkt aus könnte man bedauern, daß es einen Geiserich gegeben hat“!!! Der Übersetzer und Herausgeber, Jörg Lehler, der sachkundige Schriftleiter des „Mamus“, der dem Buch eine die Frühgeschichte der Wandalen umfassende Einleitung mitgegeben hat, hätte meines Erachtens in den Anmerkungen noch mehr, als das geschehen ist, auf manche sachlichen Unrichtigkeiten des Verfassers, der in der neuesten deutschen Vorgegeschichtsforschung doch nicht ganz zu Hause ist, hinweisen können. So bleibt bei aller Anerkennung der Verdienste Gautiers der deutsche „Geiserich“ noch zu schreiben.